I. TEIL.

Raabes Welt- und Lebensanschauung.

1. Kapitel.

Schatten.

„Alle Kreatur sehnet sich mit uns nach ihres Leibes Erlösung.“ [1]) So drückte einst Paulus das innere Verhältnis des Lebendigen zu den Leiden dieser Welt aus. Raabe scheint uns andeuten zu wollen, daß diese Sehnsucht ihrer Aussichts- und Ziellosigkeit sich bewußt ist, wenn er von dem „furchtbaren Ernst im Auge der Tiere, der Kinder, des Volkes, der Unglücklichen“ [2]) spricht, über den niemand das Rechte zu sagen weiß. Wir Gebildeten — erinnert er — sind geneigt, für gewöhnlich über diese Erscheinung hinwegzusehen, aber Ueberraschung erfüllt uns, lähmende Bedenken kommen über uns, wenn wir plötzlich diesen Ausdruck der stillen Verzweiflung in dem Auge eines uns Gleichstehenden entdecken.

Es ist Grund genug vorhanden, das Leben nachdenklich zu betrachten. Tiefe Schatten umfangen uns. Leiden, Sorgen und Aengste bringen auch die Starken oft zum Verzagen. Die eigene Kraft sinkt in sich zusammen. Die aufbauenden Gemeinschaftsgefühle, Wohlwollen, Liebe, Mitleid, erstarren. Es sind nicht gerade die gewaltigen Katastrophen, die zermalmenden Schläge des Schicksals, die dem geübten Lebensbeschauer besonders auffallen, sondern es ist das weit verzettelte Gewebe des Mißgeschicks, das, verfertigt von den ethisch unterwertigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft, uns überall umstrickt und zu Falle bringt. Mit deutlichen Strichen zeichnet uns Raabe diese ethische Unterwertigkeit. Die größte Gefahr bringt nicht das zum Tier gewordene verbrecherische Individuum, sondern die — goldene Mittelmäßigkeit, das sogenannte Philistertum. Jene Menschen sind gemeint, die nach außen den Typus des einwandfreien Gemeinschaftsgliedes darstellen, innerlich aber nur in den schwächlichsten und deshalb verderblichen Beziehungen zu den fördernden Lebensmächten stehen. „Es gibt recht hübsche, bequeme und angenehme Laster und ebenso hübsche, bequeme und angenehme Tugenden. Man liebt und haßt auf eine Art, welche uns allen nur zu gut bekannt ist und welche keiner Beschreibung bedarf; durchschnittlich überwiegen die Tugenden die Laster, durchschnittlich überwiegt die Liebe den Haß, doch das ist nicht sehr hervorzuheben. Jedermann ist von seiner Vortrefflichkeit höchlichst überzeugt und verlangt, daß jedermann dieselbe

[1]) Römer 8,21—23, verkürzt.
[2]) Horacker 138.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueberzeugung davon habe. Der Kreis, den man übersieht, ist nicht sehr weit, und was man sieht, erblickt man durch die gefärbten Gläser der Gewohnheit, des angeborenen oder allzu schnell gefaßten Vorurteils. Man hat seine Art, der Welt gegenüber die Lorgnette vor die Augen zu halten, und es ist inkonventionell, von dieser Manier abzulassen — man würde sich allerlei mehr oder weniger spitze und stumpfe Bemerkungen und kleine, ganz winzige tödliche Verfeindungen dadurch zuziehen —, man muß mit den andern leben, und man lebt gleich den andern. Die aurea mediocritas verträgt auch am wenigsten gern das Vollkommene; denn wie kann sie Freude und Genugtuung darüber empfinden, daß irgend etwas sich über ein anderes zu erheben sucht oder wirklich erhebt? Ist es so angenehm, überragt, überstrahlt zu werden?" [1])

Damit wird die Grundeigenschaft dieses Lebenskreises berührt, die sein ganzes Verhalten bestimmt, der Egoismus. Mit brennendem Zorn, überlegenem Hohne weiß Raabe den Egoismus zu treffen, ihn in seinen zersetzenden Wirkungen zu kennzeichnen. Aus den mannigfach unterschiedenen Gestaltungen, in denen dieses Hemmnis alles wahren Fortschritts unter uns aufzutreten pflegt, heben sich zwei heraus: einmal der grobe, materiale Egoismus. Für ihn erschöpft sich der Lebensinhalt in behaglichen, mehr körperlichen Zuständen. „Was für heillose, gewissenlose Taugenichtse, was für harte Menschen sind es doch, die in dieser Welt ihr Pläsir überall parat finden!" [2]) Dann der in etwa weniger rohe, geistige Egoismus. Er sieht das Ziel seiner Betätigung darin, möglichst häufig seinen Mitmenschen die ausschlaggebende Bedeutung seines Ich, seines Vorhandenseins und Mitmachens zum Bewußtsein zu bringen. „O ja, was für eine stoische Fratze hat der Egoistische durch die Tage zu schneiden, damit nachher irgend eine dumme Mitkreatur neidisch die Bemerkung von sich bläst: Das war doch, alles in allem, wirklich mal ein fideler Kerl." [3]) Die Entwicklung des egoistischen Charakters pflegt in der Richtung auf ein immer feindlicheres Verhältnis zu den Grundsätzen der Ethik zu verlaufen. Vereinen sich die schärfsten Prägungen beider Formen des Egoismus in einer Persönlichkeit, die über eine gewisse intellektuelle Begabung verfügt — Schlauheit oder praktischer Sinn, nicht wahre Geistestiefe ist gemeint, denn diese hat ein enges Verhältnis zur Ethik — dann ist der gefährlichste Typus geschaffen — „die Kanaille". Sie berührt sich häufig mit dem Bodensatz der Gesellschaft, für den jegliche Beziehung zur Ethik fortfällt.

Infolge der Geschicklichkeit, mit der die Mittelmäßigkeit es versteht, ihre Antipathie gegen das Vollkommene zum Ausdruck zu bringen, vermag sie eine bedeutende Wirkungskraft zu entfalten. Am häufigsten tut man das Unverstandene, dessen Reinheit und Neuigkeit man aus Furcht oder Haß nicht will, mit der verbreiteten Phrase „Dummes Zeug" [4]) ab. Sie ist so bequem, so vielsagend und beleuchtet den Sprecher so vorteilhaft. Oder man geht anders vor. Aus dem Bewußtsein der eigenen Uuzulänglichkeit heraus sucht man den Gegner zu „begeifern." [5])

[1]) Die Leute aus dem Walde I 231 f.
[2]) Prinzessin Fisch 267 f.
[3]) Gesammelte Erzählungen IV 314.
[4]) Der Dräumling 71.
[5]) Drei Federn 63 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dadurch gibt man sich vor sich selbst eine „ethische Haltung.“ [1]) Da versteht es der Typus, als Masse zu wirken und die andringende Kraft des Heros zurückzuweisen, ja zu lähmen. Der sittliche Held, das geistige Original, sie haben nicht so spitze Waffen. Dort immer liegt die tiefste Tragik der Menschheitsgeschichte, wo „die Masse ihr Recht über die besten Köpfe, die eisernsten Herzen behauptet.“ [2]) An die großen Umwälzungen reihen sich die zahllosen, in kleinen und kleinsten Kreisen erlebten Fälle, wo ein geschickter Vertreter des gefährlichen Typus ein still dem Guten zuwachsendes Gemüt vernichtet. „Das ist das Schrecknis, schlimmer als der Tod, daß die Kanaille Herr ist und Herr bleibt.“ [3])

Warum ist das so? Warum können sich die Guten nicht vereinigen zu einem starken Strome und all das Trümmerhafte mit hinwegschwemmen? „Müssen die braven Leute überall und immer zu spät kommen, um sich mit denen, die zu ihnen gehören, zu verständigen, ehe die gleichgültige, schadenfrohe oder eigennützige Welt sich vordrängt und jede Verständigung, jeden Trost, jeden Ausgleich so häufig unmöglich macht?“ [4]) Wir finden an der Hand Raabes eine Reihe von Erscheinungen, die zur Erklärung beitragen. Sie sind abhängig von der Grundlage der Menschennatur und der Organisation des Lebens überhaupt.

Da sind zunächst die persönlichen Enttäuschungen. Freilich, ob Luftschlösser zu wirklichen Schlössern werden oder nicht, das verschlägt meistens nicht viel, wenn wir von den einseitig ausgebildeten Naturen absehen, die nur aus einer sonderlichen Ueberspannung ihrer Wünsche Lebenskraft saugen. Schlimmer aber ist es, wenn stillgenährte Hoffnungen eine nach der anderen dahin schwinden, wenn der blühende Garten versinkt, der uns Freude und damit Kraft gab —, dann sind wir unfähig, uns zu stemmen gegen feindliche Gewalten. Oder wenn überschwere Lebensaufgaben, Pflichten und Leiden uns unsere Kraft in ratlosem Grübeln verzehren lassen. „Nur zu häufig kommen die Rätsel und die harten Nüsse an die Unrechten.“ [5])

Gibt es da nicht Hülfe bei den Geistesgrößen, die jeweilig unter den Menschen emporstiegen und sie mit ihrer Weisheit beglückten? Ja, wenn nur unser Verständnis immer ausreichte! Schon „das Talent tritt die Fußstapfen des Genies schief“, [6]) und von Durchschnittsmenschen wird der halbverstandene Ausdruck eines Großen nur allzuoft zur Tagesware degradiert, damit entwertet und seiner Wirkungskraft beraubt. [7]) Versucht es aber ein reines und klares Wollen, Gedanken von absolutem Charakter in die Tat umzusetzen, so kommt das Nichtige, dessen Erledigung der Tag verlangt, daher und stört die Ausführung. Das ist gerade heute leichter möglich denn je. Mit Hast und Ungeduld jagen die Menschen dem nach, was sie unter Glück, Schönheit, Heldentum verstehen. Rasch wechseln Meinungen und Begriffe. Was gestern

[1]) Stopfkuchen 166.
[2]) Der Dräumling 157.
[3]) Der Schüdderump II 269.
[4]) Der Schüdderump II 197.
[5]) Stopfkuchen 108.
[6]) G. E. III 204.
[7]) Aehnlich äußerte sich auch Goethe Eckermann gegenüber: „Wenn nur die Menschen das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüsterten, so wäre ich zufrieden.“ Gespr. m. Eck. S. 188 (Reklam).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

galt, ist heute veraltet. Wie „eine Kinderhand“ [1]) greift des Menschen Sinn bald nach diesem, bald nach jenem anscheinend Glück verheißenden Etwas, und dann „zerstört sie das eine aus kindischer Neugier, verwundet sich am andern oder läßt es fallen aus Furcht.“ [2]) Allgemeine Unzufriedenheit ist die sich ergebende Stimmung. So setzt es die „wechselnde, lärmvolle Welt“ [3]) mit ihrer Aufdringlichkeit bei so vielen durch, daß „die besten Dinge — das unumstößlich Wertvolle — nur so beiläufig in ihren Gedanken mitlaufen.“ [4])

Diese Tatsache hat noch andere Gründe. Ein klares Bewußtsein der eigenen Individualität könnte die Betätigung der einzelnen in sichere Bahnen lenken. Aber wie soll diese Kenntnis erreicht werden? Der einzelne weiß oft selbst nicht auch über die andern sichtbare Eigenart seiner Natur Bescheid. Getreue Führer werden ihm oft nur durch besondere Wendungen des Schicksals oder durch Zufall an die Seite gestellt. So taumelt er weiter durch das Leben, umgetrieben von unklaren Wünschen. Der zweite Grund liegt in der Erwägung, daß wir Menschen überhaupt nicht genau wissen, was die besten Dinge sind, „wo das Wünschenswerte beginnt und das Gegenteil davon endet.“ [5]) Werden wir jemals die sichere Grenze finden zwischen den Mächten, die unser inneres Leben bestimmen, zwischen dem Egoismus und dem Altruismus, zwischen der Auffassung, die in Unglück und Leid eine Entfesselung verborgener Kräfte sieht, und der andern, die hier nur Hemmungen unserer Entwicklung findet?

Gewiß, es gibt im Einzelleben und im Dasein der Völker Erscheinungen von Kraft und Stärke, erreichte Ziele, die mit Deutlichkeit ihren Wert oder Unwert kundgeben. Aber in ihrer entscheidenden Bedeutung erkannt werden sie erst, „wenn die Feiertagsglocke läutet und der Kuchen auf dem Tische steht oder wenn der Sarg auf die schwarzen Bänke gestellt wird.“ [6]) Nur einzelne Seher erkennen vorbereitende Entwicklungen und erleben sie in tiefinnerlicher Begeisterung oder Trauer. Und das ist für sie gleichbedeutend mit fördernder Mitarbeit oder gehaltvollem Widerstand. Aber weiter geht auch ihre Fähigkeit nicht.

Wenn der Durchschnittsmensch es unternimmt, das große Ereignis nachher in den Zusammenhang seiner Gedanken einzureihen, so findet er hochtönende Worte: „Intuition, Führung von oben, Zug des Herzens, Stimme des Schicksals, Vorsehung oder dergl.“ [7]) Dem tiefer Sehenden aber strömt aus diesem täppischen Haschen eine Fülle unlösbarer Fragen zu. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stecken voller Rätsel. Wie der Mensch nachträglich seine eigene Vergangenheit nach Grund und Folge ihrer einzelnen Inhalte nicht genau durchschauen kann, so wird sein gegenwärtiges Handeln beeinträchtigt durch die Unfähigkeit, die einzelne Situation, fremdes wie eigenes Seelenleben bis in ihre Tiefen zu durchschauen. Und letztlich weiß er nichts absolut Sicheres über seine eigene Zukunft und die Bestimmung der Mensch-

[1]) [2]) G. E. I 296.
[3]) Alte Nester 7.
[4]) Das Horn von Wanza 8.
[5]) Im alten Eisen 1.
[6]) Horacker 174.
[7]) Stopfkuchen 153.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heit. Eine wahre Metaphysik und eine lückenlose Psychologie sind unmöglich. Die vorhandenen ergänzen das Denken durch die Phantasie. „Immanuel Kant und Jakob Böhme, der Görlitzer Schuster, beide stehen vor denselben unlösbaren Fragen.“ [1])

Allerdings, der Erwerb einer gewissen Lebenserfahrung, ein „annähernd richtiges Verständnis der Welt“ [2]) und damit die Möglichkeit erfolgreicher Entwicklung ist für viele Tatsache. Aber dieser Erwerb ist in der Regel an die Ueberwindung besonderer Schwierigkeiten geknüpft, und ist er zum Besitz geworden, so wird seine Verwertung nur zu oft dadurch getrübt, daß das Bewußtsein der absoluten Stichhaltigkeit sich nicht einstellen will. Einer im Dienste der Mitwelt unternommenen Ausnutzung der Kenntnis und Kraft tritt dann ein neues Hindernis entgegen. Das mit Riesenarmen alles Werden umfassende Gespenst der Vererbung taucht auf und zieht der eifrigsten Einwirkung ihre Grenze. Um die Last anderweitiger Inkongruenzen des Lebens zu beseitigen, scheint sich das Mittel der Vertröstung auf eine spätere Zeit anzubieten, in der sicher das Recht, das Gute, das Glück zum Siege gelangen werde. Aber es ist eine anerkannte Tatsache, daß dieser Trost keine erhebliche lösende Kraft besitzt. Andere immer wache Feinde finden sich im Bewußtsein des Wirkenden selbst. Sie lauern auf jeden Augenblick, in dem ein Wohlgefühl sich einstellt, um hervorzutreten. Erst mit Gewalt müssen sie zurückgedrängt werden, und das Ergebnis dieser inneren Anstrengung ist ein nur halber Genuß der Freude. Es sind trübe Gedanken überhaupt, erworben aus dem Lebensgange, vor allem aber zwei, die bei jedem Ernstergesinnten sich finden: jenes Bewußtsein, daß alle erworbene Erfahrung letzten Endes nicht stichhaltig sei, und dann der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Die Verstrickung in wehmütige Betrachtungen beschränkt jedes Wohlgefühl auf die Spanne eines Augenblicks. „Ein Wohlsein und ein Sichwohlfühlen von einer Ideenassoziation zur andern gibt es nicht.“ [3])

All diese berührten Zusammenhänge sind wohl geeignet, eine frohgemute, im Sinne wahrer Werte unternommene Lebensbetätigung zu unterbinden. Leicht scheint sich der pessimistische Schluß zu ergeben: Das Leben enthält offenbar so viel Unglück und so starke Unlustgefühle, daß sich ein Widerstand nicht lohnt; er ist zudem unmöglich wegen der Kleinheit und Jämmerlichkeit der Menschennatur.

Ist der Inhalt des Lebens mit dem Gesagten erschöpft? Wird das Dunkel des Schattenreichs, in dem wir leben, von keinem Lichtstrahl durchbrochen?

[1]) Die Leute a. d. W. I 282 f.
[2]) Villa Schönow 264.
[3]) G. E. IV 316.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Kapitel.

Licht.

Es ist schwer, auf das Licht zu achten. Es gibt ein trügerisches und ein wahres Licht. Das erstere flimmert in den lockenden Idealen des Diesseits, die jeweils verschieden sind nach dem, was der einzelne sich unter seinem Glück vorstellt. Aber wenden wir nur einmal unser Gesicht offen dem wahren Licht zu, dann erscheint das andere in seiner Glanzlosigkeit.

Zwei Gedankenwelten haben wir kennen gelernt. Die eine, die der Mittelmäßigkeit, eingezwängt zwischen Gewohnheit und Vorurteil, hingegeben den zersetzenden Wirkungen dieser Mächte, krankend an Egoismus. Die andere, reinerer Natur, teils ungeeignet zur Gegnerschaft gegen die erste infolge menschlicher Veranlagung, teils gehemmt durch das Interesse an tiefer liegenden Fragen oder durch äußere Schwierigkeiten.

Im tiefsten Innern dieser letzteren Gedankenwelt entdecken wir bei näherem Zusehen ein strahlendes Licht — Liebe, sehnsüchtiges Verlangen — die Quellen der gedanklichen Bewegung. Wir kennen die Liebe und Sehnsucht auch sonst — sie sind da, und d. h. so viel wie: sie wirken. Denn wären sie nur in dieser Gedankenwelt da, die der Wirklichkeit scheinbar nicht Meister wurde, wir würden sie in ihrem Wesen nicht verstehen. Sie schlingen sich hindurch durch unzählige Betätigungen, sie sind die sicheren Grundlagen für eine Aufwärtsbewegung des Menschengeschlechts zu „echtem Heldentum und zu wahrem Glück.“ [1]) Wir müssen aber den Blick ganz tief in das Geäder des bunten Lebens versenken, wenn wir Vertrauen zu diesen Mächten, der Liebe und der Sehnsucht, gewinnen wollen.

Von allerlei Jammer und Kummer ist das Menschenherz gequält, aber eben dadurch hat es auch Gelegenheit zur höchsten Ausbildung der Tragfähigkeit und des Mitgefühls. Die starken und tapferen Seelen mögen unser Vorbild sein. Auch sie müssen im Kampfe gegen das Ungemach ihren Lebensinhalt gewinnen, und je reicher dieser ist, um so gewaltiger war der Kampf. „Auch ihre Faust ist gefesselt.“ [2]) Diesem Anblick gegenüber kann an Stelle des inneren Zusammensinkens unter leidvollen Lasten der Entschluß sich in uns Bahn brechen: „Auch in Ketten vorwärts!“ [3])

Auch die größte Gefahr, die eine gesunde Fortentwicklung unmöglich zu machen scheint, die Herrschaft des Philistertums, der Mittelmäßigkeit, der Kanaille ist nicht unbekämpfbar. Lähmend braucht der Gedanke an ihr Vermögen nicht zu wirken, wenn wir erwägen, daß auch Irrtum und Schlechtigkeit notwendige Erscheinungen sind — nur durch den Anblick des Gegensatzes wird das Gute erkannt. Versuchen wir nur, die „nachgemachte Treue, Redlichkeit, Fröhlichkeit und Brüder-

[1]) Alte Nester 7.
[2]) [3]) Die Leute a. d. W. II 172.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichkeit" [1]) von der wahren zu unterscheiden, und unser Kampfesmut wird sich erfrischen. Unsere Natur ist so geartet, daß Schwierigkeiten anspornend wirken. Paulsen sagt einmal: „Gäbe es nur Befriedigung ohne Hemmung, Gelingen ohne Widerstand, wir würden des Lebens bald satt sein als eines Spieles, in welchem wir von vornherein gewiß wären, jedesmal zu gewinnen." [2])

Deshalb vereinigen sich die Guten, und sie sind zahlreich, denn es gibt auch eine Mittelmäßigkeit, ein Philistertum, das dem oben gezeichneten ganz unähnlich ist. Es lebt in nahen Beziehungen zu den wahren Lebenswerten. In seiner Ursprünglichkeit wächst ein sicheres Erfassen praktischer Fragen, seine gesicherte Saftigkeit gibt Platz einem Mitgefühl für Kümmerlichkeit und Kärglichkeit anderer, in seiner in enge heimatliche Beziehungen eingewebten Behaglichkeit reift ein Gemüt, das der Treue und Aufopferung fähig ist. Es sind die Eigenschaften, ohne die gesundes germanisches Leben nicht denkbar ist.

Dieses Philistertum ist auch geeignet, sich großen neuen Ideen hinzugeben, ja selbst propagandistisch zu wirken. Wir sahen, daß die Unterwertigkeit oft den Sieg über die höheren Werte erringt, aber jetzt entdecken wir, daß ihre mißhandelten Verfechter sich aus ihrer Niederlage wieder erheben. Ihre Wirksamkeit zeitigt im stillen Erfolge, der bessere Teil der Menschheit verhilft ihnen zu späterer offener Anerkennung. Ja oft werden die lautesten Verkündiger falscher Werte durch begeisterte Verfechter der Wahrheit vom Felde ihrer Betätigung vertrieben. Immer gilt das „vae impostoribus!" [3]) „Die rechten Leute sprechen ein Wort, und es wird still." [4]) Den besseren Führern folgend leistet die Masse den höheren Werten Dienste und zeigt so, daß sie zur Not das Wahre vom Falschen unterscheiden kann, daß es mithin nicht dem Kerne ihres Wesens entsprach, wenn sie sich von dem verführerischen Typus der Mittelmäßigkeit beeinflussen ließ. Von solchen Erscheinungen weiß die Geistesgeschichte zu berichten. Sie zeigen, welche Ehre für die nun siegreichen Gedanken in der Bezeichnung „Dummes Zeug" lag. Jetzt wird den Gegnern von einem höheren Sockel aus, heraus aus einem Verständnis des innersten Weltlaufes, diese Bezeichnung zurückgegeben. Wer hier positiv mitwirkt, der hat von innen kommenden Lebensernst und tritt so dem sonst immer von außen andrängenden Ernst mit dem entsprechenden inneren Agens entgegen.

Wie es Gründe gibt, die die gegenteilige Erscheinung hervorrufen, so umgekehrt solche, welche die soeben beachtete bedingen. Die lähmenden Enttäuschungen wechseln ab mit Genüssen, jenen edelsten Genüssen, die in dem Bewußtsein eines wenn auch nur geringen inneren Fortschreitens liegen. Und sind sie nicht zahlreich, so ergibt sich daraus nur die Mahnung, sie innig durchzukosten. Vertiefe dich in sie, und du gewinnst ungeahnte Seligkeiten! Weiter. Daß die weisen Aussprüche großer Geister zu Gemeinplätzen herabsinken, ist schließlich nur die Folge des im Volke lebenden Eifers, sich diese Sprüche anzueignen. Es sieht in ihnen irgend eine wesentliche Seite des inneren oder äußeren Lebens deutlich beleuchtet. So ist ihre

[1]) Prinzessin Fisch 231.
[2]) System der Ethik I 260.
[3]) Der Dräumling 146.
[4]) G. E. IV 380.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wertlosigkeit nur eine anscheinende. In Wahrheit liegen die als fördernd erkannten Gedanken eingebettet in eine Fülle warmer Herzensneigung. Man verachte die Gemeinplätze überhaupt nicht! Auch wenn sie nicht Offenbarungen eines sprühenden Geistes waren, sie sind doch „höchste Wahrheiten, aus denen unser Leben sprießt". [1]) Deshalb drängen sie sich ja in bösen Stunden als vertraute Freunde ins Herz und auf die Lippen.

Die Welt ist voll lauter, verwirrter Bewegung, die das dauernd Wertvolle den Augen der meisten entzieht. Aber entspricht diese Bewegung nicht einem tiefgefühlten Bedürfnis der menschlichen Natur? Mögen blinkende Tageswerte die Augen blenden, schließlich ist doch ein Suchen und Sehnen nach wahrer Befriedigung der Grund aller Veränderungen. Bewegung ist immer ein Zeichen von Fortschritt, wenn sie auch selbst davon nichts weiß. Auch der hier naheliegende Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen biegt diese Gedankenlinie nicht notwendig um. Auch der Tod ist ein „dunkel empfundenes Bedürfnis nach Veränderung" [2]) und also notwendig. Wenn der Anblick des Todes den Menschen ernst und still macht, ja ihm Furcht einjagt, so mag er darin eine Mahnung zu um so eifrigerer Lebensbetätigung sehen. „Es ist kein Unrecht, Respekt vor den Toten zu haben, sie fürchtet man nur dann nicht mehr, wenn man anfing, die Lebenden sehr zu fürchten." [3])

Gewonnenen inneren Reichtum zu verwerten, erschien schwierig infolge ererbter Hemmnisse. Unwiderleglich ist diese Tatsache, aber auch die Vererbung hat zwei Seiten. Aus den rätselvollen Tiefen der Natur steigt auch das Gute und Beste auf: ein instinktives Erfassen und Schaffen des Richtigen — das Geniale.

Man wird einwenden: Die Unfähigkeit der Mehrzahl, dem Sinne des Lebens näher zu kommen, und die mangelhaften Lösungsversuche der Besten bleiben doch bestehen. Das ist so. Aber wenn wir die Art und Weise dieser Bemühungen genauer betrachten, so werden sie das Niederdrückende verlieren. Mit mehr oder weniger farblosen Allgemeinbegriffen des Lebens Rätsel abzutun, damit ist die Eigenart des Volkes nicht erschöpft. Seine liebste Beschäftigung ist die Erklärung des Uebersinnlichen mit Hülfe seiner Phantasie. Phantasie muß auch die Philosophie zu Hülfe nehmen. Die Philosophie, die das tut, ist „die echte". [4]) Denn die der Phantasie entnommenen Bestandteile ihrer Systeme sind gerichtet auf einen Ausgleich der wissenschaftlich unlösbaren Widersprüche des Lebens. Das ist nicht niederdrückend. Wie kann es mich bekümmern, wenn mir gerade da, wo das Denken aufhört, Mut gemacht wird! Ebendieselbe Richtung schlägt nun vom Lebensernst aus auch die Phantasie des Volkes ein. Darin liegt ein zweites Zutrauen erweckendes Moment. Statt einer Kluft zwischen Volk und Wissenschaft finden wir die Möglichkeit einer Vereinigung auf einem beiden Teilen vertrauten Gebiet. Man könnte erwidern: Aber die Phantasie ist nun und nimmer eine Wissenschaft! Es kommt bei der Antwort auf die Weite des Sehwinkels an. Für das Auge des Logikers ist er eng, muß er eng sein, umfassend aber ist er für das Dichterauge. Soll es verboten sein, unsere

[1]) Alte Nester 98.
[2]) Der Lar 12.
[3]) Abu Telfan 201.
[4]) Die Leute a. d. W. I 282 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fähigkeit, in Bildern zu denken, auf diejenigen Gebiete auszudehnen, die dem Denken in Begriffen noch verschlossen sind? Sind nicht beide Arten zu denken von derselben Sehnsucht bestimmt, der Sehnsucht nach Wahrheit? Ganz des Vertrauens unwürdig ist zudem die Phantasie nicht. Ermöglicht doch in Fragen des persönlichen Lebens das Auftauchen eines Bildes oft eine überraschende Klarstellung! „Eine Binde scheint uns von den Augen zu fallen; was vielleicht nur ein dumpfes Gefühl war, das erkennen wir jetzt — oft nur einen flüchtigen Augenblick hindurch — in allen seinen Einzelheiten, in allen seinen Konsequenzen.“ [1]) Entschließen wir uns mit dem in dem Gesagten liegenden Vorbehalt zu dieser weiteren Auffassung, ohne uns an den strengen Begriff zu halten, dann finden wir eine weitere Verbindungslinie zum Gemütsleben hinüber. Auch die Liebe sucht das Wahre, sie will es schaffen, und darf daher von hier aus auch als Wissenschaft betrachtet werden. Umgekehrt gibt uns das innige Verhältnis der Wissenschaft und Phantasie zu ihrem Ziel das Recht, auch sie als Liebe zu bezeichnen.

Ein Ineinander von Denken, Phantasie, Liebe, Sehnsucht ist in uns. Aber die Grundwerte, in deren Sinn eine Lebensgestaltung erfolgen kann, sind die beiden zuletzt genannten. Wer sie besitzt, leistet mehr im Leben als die Einseitigkeit des Verstandesmenschen. „Es ist das Leiden, daß es viel zu viel verständige Menschen auf der Erde gibt, hätten wir die Oberhand, so würde es sicherlich ordentlicher, ruhiger und solider da zugehen.“ [2]) Raabe steht mit dieser Ansicht nicht allein. Man denkt an Lichtenbergs Wort: „Der Mann hatte soviel Verstand, daß er fast zu nichts mehr auf der Welt zu gebrauchen war.“ [3])

Eine neue Gedankenwelt haben wir zu zeichnen versucht. Mit Kraft bewahrt oder fördert sie gewisse Werte, die sie als glück- und lustbringend betrachtet. Sie erscheint als die lichtvolle Seite des Lebens, und diese Summe von Licht ist dem Dunkel gegenüber deutlich wahrnehmbar. Ist aber damit der optimistische Schluß gewonnen, daß eine Betätigung, die sich an den erkannten Werten orientiert, den gegnerischen Bewegungen gegenüber ein fühlbares Gegengewicht darzustellen oder gar das Uebergewicht zu erlangen vermag?

Solche Versuche werden ihr Vertrauen entnehmen aus der Welt- und Lebensanschauung, die sich an das zweiteilige Bild der Wirklichkeit anschließt. Nur mit Thesen hatten wir es bisher zu tun. Gibt es zwingende Beweise?

---

[1]) Die Leute a. d. W. II 240 f.
[2]) Horacker 96.
[3]) Aphorismen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Kapitel.

Philosophie und Religion.

Eine Weltanschauung ist nur dann ein wertvoller Besitz, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind. Sie muß aus dem ernsten Bemühen entsprungen sein, hinter den widersprechenden Erscheinungen der Wirklichkeit einen einheitlichen Sinn zu entdecken, und ferner muß das Ergebnis eben die mit Ueberzeugung festgehaltene Entdeckung dieses einheitlichen Sinnes sein.

Raabe ist nun zu einer geschlossenen Weltanschauung gelangt.[1]) Versuchen wir, ihren Aufbau in den Hauptzügen zu verfolgen.

Die allgemeinste Erwägung, die sich an das gezeichnete Bild der Wirklichkeit anschließt, muß als Tatsache erkennen, daß die Lebensbetätigung des Menschen in erheblichem Maße von außer ihr liegenden Umständen abhängig ist. Außer dem vom eigenen Erkennen, Fühlen und Wollen gestalteten Verlauf seiner Betätigung gibt es Gedanken, Handlungen, Ereignisse, die sich selbständig nebenher entwickeln, seinem Einflußgebiet entzogen sind, ja die ihn oft aus seiner Bahn drängen und sich zu seinen Herren machen. Die mächtigsten dieser Herren sind die Leiden, die ohne eigene Schuld hereinbrechen, und vor allen der Tod. Setzt sich also der Mensch Ziele, so ist das Maß der zu ihrer Verwirklichung aufzuwendenden Kraft nicht allein nach eigener Einsicht abzuschätzen, sondern auch nach Ungunst oder Gunst von außen herankommender Mächte. Es ist also unbestimmbar. So schickt der Mensch seine einzelne Tat hinaus in die Welt; seiner eigenen Herrschaft ist der innere Verlauf bis zu ihrem Eintritt in das Aeußere untergeben. „Alles übrige ist nicht in seine Hände gelegt.“ [2])

Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Sinn vertraulich macht. (Schiller.)

Diese Erkenntnis kann sehr niederdrückend wirken. „Wir alle sind der mächtigen, schweren Hand verfallen, die uns unbarmherzig von dem vollen Scheffel streicht.“ [3]) Das Mißbehagen, das diese Tatsache unserer Seele einflößt, zeigt sich schon in dem allgemein menschlichen Zuge, die Abhängigkeit vom Schicksal nur im höchsten Notfalle zu betonen. Der Stolz will in der Lebensgestaltung das eigene Werk sehen, solange noch ein Rest von Kraft vorhanden ist. Es ist ein Schillerscher Gedanke, der uns hier wieder entgegenklingt. Er sagt in seiner Abhandlung „Ueber die tragische Kunst“: „Eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal ist immer demütigend und kränkend für freie sich selbst bestimmende Wesen.“

---

[1]) Sie zeigt in ihrer Vollendung wesentliche Uebereinstimmung mit der Paulsens, die sich ihrerseits zum Teil aus Fechner herleitet. M. vgl. Friedrich Paulsen Einleitung in die Philosophie. 14. Aufl. Stuttgart und Berlin 1906.

[2]) Abu Telfan 207.

[3]) Drei Federn 151. Sämtliche Werke, 1. Serie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was ist das für eine Macht? Ist sie nichts weiter als der nach Naturgesetzen sich vollziehende Verlauf von Gedanken und Handlungen anderer, von Bewegungen der Materie? Kommt in dem Zusammentreffen, den Kreuzungen der verschiedenen Kausalreihen, die in zertrümmerten Hoffnungen, zum Siege durchgedrungenen Entwürfen endigen, nichts weiter zum Ausdruck als eben die Tatsache eines langsameren oder schnelleren, gleichzeitigen oder nicht gleichzeitigen Geschehens? Niemand und am wenigsten eine Dichterseele wird sich mit dieser Erklärung begnügen. Die menschliche Vernunft fordert ein vernünftig handelndes Schicksal. Der Dichter wünscht in etwas Wesenhaftes zu blicken.

So finden wir auch bei Raabe eine Zusammenfassung der äußeren Mächte in einem gewissen intellektuellen Sein. Daß dessen Schwerpunkt zunächst in der Feindlichkeit den Menschen gegenüber liegt, ist dem Ernste Raabescher Lebensbetrachtung entsprechend. „Unbarmherzig" wurde das Schicksal oben genannt. Diese Unbarmherzigkeit verschärft sich zu heuchlerischer Gunstbezeigung und raffinierter „Grausamkeit". [1]) „Durch das Schicksal können einem Menschen auch aus Bosheit die Pfade eben gemacht werden." [2]) Oft wird in der höchsten Not dem Menschen ein Rettungsanker zugeworfen, klammert er sich aber mit letzter Kraft fest, so zerbricht er ihm unter den Händen. Einzelne sind dem Schicksal besonders verhaßt, immer neue Leiden vernichten ihnen jeden kleinen Erfolg. Es sind die „Pechvögel", sie haben „Grund dazu, gegen das Universum giftig zu sein." [3])

So ist der Mensch nicht immer selbst schuld daran, wenn ihm das freudige Arbeiten fremd wird. Wie ist es nach dem allem um die Zurechnung bestellt? Es handelt sich hier nur um den allgemeinen Standpunkt. Das Wesen des in Einzelfällen verwickelten Verhältnisses tritt nun bei Raabe mit bemerkenswert hellsichtiger Einfachheit heraus. Es ist bei dem Charakter des Schicksals klar, daß dem Menschen nicht allein „die Verantwortlichkeit für sein Dasein und seine Wege und das Ende seiner Wege" [4]) aufgebürdet werden kann, aber wegen der Selbständigkeit des menschlichen Innenlebens auch nicht allein dem Schicksal. „Schuld haben sie beide nicht, weder der Mensch noch das Schicksal, sie passen nur immer ganz genau aufeinander." [5]) Trotz dieser Verteilung könnte leicht eine ethische Indifferenz die Folge sein. Das ist nicht nach Raabes Sinn. Das Schicksal — und das ist ein freundlicher Zug an ihm — will auch erzieherisch wirken. Gerade die Schwächen des Charakters führen oft ins Mißgeschick, daher stellt dieses in solchen Fällen seine Ursachen in helles Licht, um zur Sicherung der gefährdeten Position anzutreiben.

Doch mit dieser Betrachtung ist noch nicht der Glaube an ein planvoll handelndes Schicksal gewonnen. Sein Bild erscheint noch schwankend. Daher sucht Raabe durch einen in räumlicher und zeitlicher Beziehung ausweitenden Gedankengang dem Ziele näher zu kommen.

---

[1]) Drei Federn 51.
[2]) Im alten Eisen 15.
[3]) Dräumling 115.
[4]) Die Leute a. d. W. II 188.
[5]) G. E. IV 407.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Mensch ist nicht das einzige Wesen, dessen Leben in einen Rahmen gewaltiger Gesetze eingefügt ist. Er ist nur ein kleines Glied des umfassenden Seins, aber ein organisch eingefügtes Glied. Es ist nicht möglich, sein Leben von dem ihn umgebenden Alleben der Natur durch eine scharfe Grenze zu trennen. Diese Tatsache erkennt der Mensch nicht nur auf dem Wege wissenschaftlicher Ueberlegung, sondern auch in seinem Ahnungsvermögen spricht sie zu ihm, wenn er die Wirkung der Natur auf sich spürt. Dieselbe Sprache redet der Sonnenuntergang für Philosophen und Ungelehrte. Das menschliche Verständnis für diese Sprache ist nur ein tief ergreifender seelischer Inhalt, dessen Wiedergabe nur selten gelingt. Aber sein deutlichster Bestandteil ist das Bewußtsein: „Das Ganze lebt über mir und um mich." [1]) Immer ist dieses Leben in Bewegung, in unermessenem Steigen tritt es in Licht und Tätigkeit herein, immer auf demselben gewiesenen Wege. Im Menschen aber erblüht es am kräftigsten und schönsten. Das sind die unmittelbaren Wahrnehmungen, die sich aus dem Gedanken eines Allebens ergeben. Ins Unendliche erscheint nun auch das Geistesleben ausgedehnt, und so wird auch das Schicksal ein Teil von ihm. „Ueberall pocht der Pulsschlag des Weltgeistes." [2])

Zu dem Rundblick, der das gegenwärtige geistige Alleben erkennt, kommt der Rückblick in seinen der Vergangenheit anheimgesunkenen Teil. Ist die Vergangenheit tot? Wir erkennen sie aus „multrigen" [3]) Papieren. In diese hineingebannt ist all der gewesene „Weisheits-, Schönheits-, Liebes- und Lichtzauber". [4]) Ist das das Schicksal alles Gewesenen, das Schicksal der „Kraft, Macht und Herrlichkeit des Menschentums"? [5])

Es gibt noch eine andere Sprache der Vergangenheit: Nicht alles steht auf dem Papier, in der Seele der Völker leben von Mund zu Mund gegangene Erkenntnisse. Sie enthüllen oft das Geschriebene erst in seiner eigentlichen Bedeutung. Deshalb kann der Forscher der Vergangenheit neues kräftiges Gegenwartsleben einhauchen und die Seelen der Mitlebenden damit erfüllen. Tritt er bei diesem Bemühen ein in das Gebiet der Ahnungen und Möglichkeiten, so findet er in den hier liegenden Geheimnissen, eben weil sie Geheimnisse sind, die Gewißheit, daß es keine Grenze gibt zwischen Leben und Vergehen. Er darf sich zu dem Trost aufschwingen, daß „nichts umkommt, keine Träne, kein Blutstropfen". [6]) Wer auch nur in eine einzige Seele etwas vom Eigenen hineingibt, der hat für immer gelebt, denn seine Wirkungen sind unberechenbar.

Noch anderes wird der finden, der mit Aufmerksamkeit dem Alleben in Gegenwart und Vergangenheit nachgeht. Er wird zahlreiche Erscheinungen auf dem Gebiet des Menschenlebens und dem der Natur in Parallele setzen, er wird eine Gleichmäßigkeit der Lebensbewegungen entdecken; „eine große, ewige Melodie wird er hören, die der Weltgeist greift auf der Harfe des Lebens", entgegenklingen wird sie ihm „aus dem Lächeln des Kindes und aus den Blättern der Natur und Geschichte". [7])

---

[1]) Abu Telfan 160 f.
[2]) Chronik der Sperlingsgasse 87.
[3]) [4]) Hastenbeck 85.
[5]) Abu Telfan 160 f.
[6]) Einer aus der Menge 408. S. W. 1. S.
[7]) Chronik d. Sp. 196.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun ist nicht mehr das niederdrückende Gefühl der Abhängigkeit, des widerspruchlosen Anheimgegebenseins das Hauptmerkmal des Verhältnisses zu den Mächten außer uns. Ihr Wesen scheint in drei neuen Bestimmungen erst richtig zum Ausdruck zu kommen. Die ungeheure Distanz zwischen der Beschränkung des Einzeldaseins und der Erhabenheit des geistigen Allseins führt uns zur Demut. Anderseits aber erwächst aus der Erkenntnis, als wesentlicher Bestandteil dem geistigen Kosmos anzugehören, ein berechtigter Stolz. Die Tatsache endlich, daß das Schicksal ein Teil des nach großen Gesetzen sich bewegenden und unserm eigenen Wesen so verwandten Allebens ist, kann uns ein Gefühl der Zutraulichkeit geben.

Ist aber diese innere Haltung schon kräftig genug, uns allen Stürmen des Lebens gegenüber feststehen zu lassen? Diese Stürme erbrausen doch nach wie vor! Die zahllosen Widersprüche, der Sieg des Unrechts über das Recht, des Leids über die Fähigkeit, immer drängen sie sich auf dem Bilde der Wirklichkeit hervor. Was hilft uns im einzelnen Kampfe? Wir wollen nicht nur wissen, wie der große Bewegungsprozeß, in dem wir stehen, vor sich geht, sondern vor allen Dingen, welchem Zweck er dient. „Ist das nun Ernst oder Spaß, was du jetzt hier treibst oder treiben mußt? Und wem zuliebe und zum Nutzen?“ [1]) Große Ereignisse sind plötzlich da und verändern alles Bestehende. Finden wir uns da nicht schaudernd der „Gleichgültigkeit des unbewegten Weltenauges“ [2]) gegenüber? So hat wohl schon mancher gefragt.

Es ist zunächst der Gedanke der Entwicklung, der Raabe einen Weg aus dem Konflikt heraus zeigt:

Die Betrachtung des geschichtlichen Lebens zeigt uns immer wieder die Endlichkeit und Beschränktheit unserer Gedanken. Nur zum geringen Teil können wir die verschlungenen Fäden entwirren. Je weiter wir die einzelnen Gänge verfolgen, „in desto dunklere Abgründe“ [3]) verliert sich das Auge. Aber ein gesichertes Ergebnis nehmen wir doch hervor: Im geistig-geschichtlichen Leben tritt uns überall eine Zielstrebigkeit entgegen. Die immer höhere Entwicklung dieses geistig-geschichtlichen Lebens selbst erscheint uns notwendigerweise als Ziel alles Daseins, denn als unlösbar eingeordneter und zugleich bedeutsamster Teil des Allebens erschien uns bereits oben das menschliche Geistesleben.

Ein fester Einheitspunkt im Allsein ist nun da, von dem eine weiterleitende Gedankenlinie ausgehen kann. Bisher manifestierte sich das Alleben in einer Fülle von geistigen Einzelexistenzen, die in der Gestaltung ihrer gegenseitigen Beziehungen von gewissen Gesetzen abhängig waren. Die Intelligenz des Allebens scheint sich jetzt an einem Punkte zu konzentrieren, alles scheint einer überschauenden Leitung untergeordnet zu sein.

In einem höheren Sinne, als die eng an die Erscheinungen unserer unmittelbaren Umgebung sich haltende Umschau ihn ergab, muß nun das Leid und das Böse notwendig erscheinen. Gerade weil es nunmehr ein Teil der geistigen Leitung geworden ist! Von Streben, von Entwicklung kann nicht die Rede sein, wenn wir nicht

[1]) Akten des Vogelsangs 142 f.
[2]) Fabian und Sebastian 191.
[3]) Nach dem großen Kriege 456. S. W. 1. S.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zugleich dem Falschen, den Irrtümern, den Hemmnissen einen Platz gönnen. Im Gegenfalle würden wir den zuerst genannten Begriffen eine Reihe wesentlicher Merkmale rauben. Es ist das die Philosophie des Pantheismus, jene Philosophie, die das erarbeitete Lebensergebnis zahlreicher Denker war und ist, zu denen wir als zu den Reichsten unter uns emporblicken dürfen. Freilich bleibt noch eine Menge von Fragen bestehen. Immer gibt es noch ein Warum, und ein jedes ist abgrundtief. An die Stelle des Suchens ein Finden zu setzen, ist hier nur dem Glauben möglich. Die Möglichkeit seines Aufstrebens wird aber gerade durch die Natur des philosophischen Pantheismus erleichtert.

Die Vorstellung, die wir von dem zu erreichenden Ziel des geistig-geschichtlichen Werdens haben, wird auch unsere Vorstellung von den besten zu verwendenden Mitteln beeinflussen und umgekehrt. Wer in dem geistigen Allsein Einstimmigkeit und Zielstrebigkeit entdeckt, wer begehrt, selbst in folgerichtiger Sicherheit seine Bahn zu gehen, und den Stolz des Menschseins empfindet, der wird sich unmöglich gegen die Annahme sträuben, daß die beste bewegende Kraft — das Gute, die Liebe ist. Soweit wir denken können, erkennen wir ihr Dasein, überall bekundet sie sich als der wahre Hebel alles Werdens, denn nur ihr verdankt alles Höhere, alles Lebenfördernde, alles Befriedigende die Möglichkeit seines Daseins. Wer sich zu begeistern versteht für den majestätischen Gedanken der Entwicklung und wer selbst einer wahrhaften, in den Verhältnissen des Diesseits wirkenden Liebe fähig ist, der wird auch glauben können, ja müssen, daß die Idee des Guten das Allwirkliche bestimmt, daß mithin dieses selbst das Allgute ist oder m. a. W. daß „die schaffende Gewalt die ewige Liebe ist".[1]) „Wer wahrhaft liebt, der glaubt auch."[2]) Wer endlich im stillen Versenken in die Grenzenlosigkeit des Universums der eigenen Kleinheit und der Einzigartigkeit der alles lenkenden Intelligenz „in ahnungsvollem Schauer"[3]) gewiß wird, „wer nach den Sternen blickt",[4]) der wird die stützende Hand, die der Glaube an das Allgute ihm entgegenstreckt, nicht zurückstoßen.

Dann geht aus jeder im Diesseits empfundenen Unzulänglichkeit und Disharmonie ein glaubendes Hinblicken hervor, hin zu jener Macht, in deren einheitlicher Intelligenz sich alles für uns Widerspruchsvolle zur Harmonie verbindet. Sicherlich nicht für das wissenschaftliche Denken, es ist hier zu Ende, wohl aber heraus aus dem stolzen wie demütigen, tätigen wie sehnsüchtigen Gemüt, welches das Gute will, weil es nicht anders kann. So undurchdringlich die tiefste Quelle des religiösen Glaubens ist, so unermeßbar und undurchsichtig ist das Ziel, dem er sich zuwendet. Es zwingt uns nur durch den Glanz seiner Wahrheit! Aber kein Streit vermag hier auszubrechen zwischen Logik und Gefühl, zwischen Wissen und Glauben. Sie werden zu zwei fröhlich wetteifernden Freunden, und der eine läßt dem andern neidlos das Ziel, dessen Besitz seiner eigenen Kraft versagt bleibt.

„Meister, Leiter, Demiurgos, Gott" — es ist gleichgültig, welche Namen der Glaubende anwendet. Mit Macht und Innigkeit zugleich spricht sich Raabes Glaube aus:

[1]) Chronik d. Sp. Schlußworte.
[2]) Irgendwo bei Raabe.
[3]) Nach d. gr. Kr. 456.
[4]) Die Leute a. d. W. passim.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Was sind wir armen Kreaturen mit unsern Sorgen und Aengsten? Was bekümmern wir uns zu erraten, was die nächste Stunde bringt? Es kommt doch immer etwas anderes, als was wir in unserer Lebensangst heraussannen. Einer ist Meister.“ [1])

„Die Ringe der großen Daseinskette fließen ununterbrochen durch die Hand des Demiurgos, des Urkünstlers, der nichts von Anfang, nichts vom Ende weiß und welchem alles Harmonie und schönste Blüte ist, was uns Mißlaut und Vernichtung scheint.“ [2])

„Wahrlich, wie die phantastischsten aller Gebilde, wie das unübersehbare, unberechenbare Geschlecht der Pilze — das Proletariat der Pflanzenwelt! — schießt es hier empor, das — Proletariat der Menschenwelt, in der Feuchte und im Dunkel, ungepflegt und ungehegt, vergehend im Sonnenlicht, massenhaft aneinander gedrängt, rätselhaft dem Auge des Forschers, ein Schrecknis dem Auge des Verwaltungskünstlers, dem Auge Gottes weder ein Rätsel, noch ein Schreckbild.“ [3])

„Gott ist wahrhaftig Gott, und die Finsternis ist nicht weniger sein Diener und Prophet als das Licht.“ [4])

„Die Geschichte eines Hauses ist die Geschichte seiner Bewohner, die Geschichte seiner Bewohner ist die Geschichte der Zeit, in welcher sie lebten und leben, die Geschichte der Zeiten ist die Geschichte der Menschheit, und die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte — Gottes!“ [5])

Der Inhalt des Glaubens und damit seine Wirkung auf unsere Haltung im Leben ist mit dem schließlich doch mehr oder weniger unbestimmten Gefühl, im Bereiche der göttlichen Leitung zu stehen, wie es aus dem soeben Gehörten spricht, nicht erschöpft. Gottes Wesen ist ja das Allgute, die Liebe. Je mehr wir uns dessen bewußt werden, um so mehr wandelt sich unser Glauben zum Vertrauen.

Dann sind wir gefestigt in glücklichen und unglücklichen Lebenslagen. Im Glück werden wir „Gott nicht einen guten Mann sein lassen“, [6]) sondern unser Los so benutzen, wie es dem Glauben an die Liebe entspricht. In Führern, die uns zur Seite treten, werden wir Beamte Gottes sehen, die unser Bestes befördern sollen. „Gott weiß, wem er ein Führeramt aufzutragen hat“. [7]) Werden wir hart mitgenommen, so werden wir auch hierin ein Mittel zu unserer Erziehung erblicken. Es ist das, wie es leicht den Anschein haben könnte, kein schwächliches Sichgehenlassen, kein bequemes Denken, das so gern auf „den Finger Gottes“ hinweist, den es da oder dort erkannt habe. Man lese die Werke unseres Dichters, und man wird die tiefsinnige Auswahl der Situationen bewundern, aus denen die soeben berührten Gedanken erwachsen. Die praktische Ethik wird uns des näheren klar machen, welch energische Arbeit Raabe vom einzelnen verlangt. Der Glaube ist eine Kraftquelle, aus der wir

[1]) Das Odfeld 83.
[2]) Ein Frühling 230 f.
[3]) Ein Frühling 15.
[4]) Abu Telfan 280.
[5]) Chronik d. Sp. 104.
[6]) Prinzessin Fisch 233.
[7]) Abu Telfan 292.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beruhigung und Förderung dann schöpfen, „wenn das Spiel des Lebens uns wunderlich mit sich nimmt“,[1]) er ist kein kontrollierender Begleiter, der jeder Selbständigkeit, zu der uns das Bewußtsein unserer Bestimmung führt, etwas abzumarkten trachtet. Raabe weiß, daß jede Ueberspannung eines Begriffs diesen ins Gegenteil und damit ins Widrige, Falsche umschlagen läßt. Der jetzige Zusammenhang zeigt diese Art in der einschränkenden Bestimmung, der einzelne solle nicht denken, „sein Glück oder Unglück sei das größte und der liebe Gott nur damit beschäftigt“.[2]) Auch die Betrachtung von Gottes Langmut gehört hierher. Wahre Liebe ist langmütig. Aber trotzdem mag oft Verwunderung und damit ethisches Zusammenfassen emporkommen, wenn wir den Kreislauf des Guten und Schlechten in der Menschheitsgeschichte bedenken. Anderseits aber soll uns unsere Unzulänglichkeit nicht unruhig machen. Unsere Fähigkeiten nehmen im Laufe unserer irdischen Bahn ab. Das Mitleben in Gegenwartswarten ist gewiß ethische Pflicht, aber — so findet Raabe in seiner liebevollen Versenkung in die Aengste des Kleinlebens — „wenn einer Gott unter seiner Schöpfung zu alt wird und seine Neuerungen, wenn er sich auch noch so viele Mühe gibt, partout nicht mehr mitmachen kann, dem nimmt Gott es dann auch nicht übel“.[3]) Ja, Gott versteht es auch, wenn eine ehrlich unternommene Wissenschaft sich einmal von ihm wegwendet. „Gott verläßt keinen Philosophen, denn sie haben ihn um so nötiger, da sie ihn oft vergessen“.[4])

Die Liebe schließt die Gerechtigkeit in sich. Es ist, als wolle die höchste Macht uns dieser Tatsache besonders nachdrücklich gewiß machen. Eine „geheimnisvolle Kraft und Macht ist in unserm Innern“,[5]) die wir nur mit ärmlichem Notbehelf als Gewissen bezeichnen. „Es ist nicht notwendig, einen vorsätzlichen Mord begangen zu haben“,[6]) um die Bedeutung des Gewissens zu erkennen. Es gibt zwar Menschen, „die wenig oder gar kein Gewissen haben“, aber ihnen wird „von der ewigen Gerechtigkeit an mehr äußerlicher Stelle der Sachverhalt klar gemacht“.[7]) D. h. in der menschlichen, das Verhältnis von Schuld und Strafe regelnden Organisation der Gerechtigkeit deutet sich das Verständnis für ein ewig gültiges Gesetz an.

Wie stellt sich aber der Glaube zu den zahlreichen unleugbaren Fällen, in denen die im Diesseits wirksame Gerechtigkeit gänzlich zu versagen scheint? Güte und Tüchtigkeit, die Segen im Dienste der Allgemeinheit stiften könnte, wird durch dauerndes Leid zermürbt. Ueber die Unschuld triumphiert die Verkommenheit, über das Genie die Mittelmäßigkeit, über das Innere das Aeußere. Wird immer der Hinweis auf die notwendige Erziehung und Läuterung Beruhigung schaffen?

Raabe kennt keine rasch zugreifende Skepsis. Er empfiehlt zunächst das geduldige Erwarten: Der Strom der Zeit, der ewige Wechsel führt wenn auch spät doch fast immer zum Ausgleich. Auch die offensichtlichen Ausnahmefälle machen

[1]) Hastenbeck 36.
[2]) Nach d. gr. Kriege 411. S. W. 1. S.
[3]) Prinzessin Fisch 191.
[4]) Der Weg zum Lachen 285. S. W. 1. S.
[5]) Fabian und Sebastian 149.
[6]) G. E. IV 320.
[7]) Die Leute a. d. W. II 15.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Ueberzeugung nicht wankend. Denn „die allerhöchste Entscheidung bleibt immer noch ausständig bei einem letzten Tribunal jenseits des bedenklichen bunten Schattenspiels dieser Erde.“ [1]) Und „zurecht wird jedenfalls alles einmal geschüttelt auf die eine oder die andere Weise.“ [2]) In unserer irdischen Welt oder in einem andern Sein! Der Glaube, daß die alle Entwicklung leitende Macht die Liebe ist,[3]) gebiert aus sich mit Notwendigkeit den weiteren an ein dereinst völlig erreichtes Ziel. „Keiner bleibt ewig ausgeschlossen, für jeden, jeden kommt der Augenblick, wo alles ausgeglichen, alles gut ist. Keiner bleibt trotzend oder mit verhülltem Angesicht im Winkel stehen, während die andern vom liebenden Arme der Mutter warm umschlungen werden.“ [4]) Es sind die Kantischen moralischen Postulate, die uns hier im herrlichsten poetischen Gewande begegnen. Nur brennende Sehnsucht, inniges Vertrauen können so sprechen.[5]) Das ist der „süße Kern“,[6]) den Raabe jetzt in der Welt findet.

Nicht in dichterischem Spiele erworben ist diese — religiös bestimmte — Weltanschauung. Die ernsteste selbständigste Denkarbeit ist ihre Grundlage. „Suchet, so werdet ihr finden!“ [7]) war einer seiner Wahlsprüche. Auch unserm Raabe ist einmal „ein Riß durch sein Universum“ [8]) gegangen. Aber jetzt ist er geheilt. Alles verzweifelte Grübeln über das „Schicksal“, alle Erbitterung gegen die Widersprüche des Diesseits ist verschwunden. Die Seele lebt in der beglückenden Hingabe an die Macht und Wahrheit der das Alleben beherrschenden Liebe. In diesem Sinne hat er die Bibel, die für ihn immer „das schönste der Bücher“ [9]) blieb, gelesen. Sie konnte ihm nichts sagen, was seiner Anschauung widersprach.

Nach dem Gesagten ist es begreiflich, daß Raabe eine starke Abneigung gegen alle Wunder, allen dogmatischen Ausbau der Religion empfindet. „Die

---

[1]) Hastenbeck 112 f.

[2]) Prinzessin Fisch 220.

[3]) Die enge Zusammengehörigkeit von Glauben und Liebe lebte auch in der Seele von Wilhelm Busch. „Ungestört in ihren Lauben Laß die Liebe, laß den Glauben, Der, wenn man es recht ermißt, Auch nur lauter Liebe ist.“ (Zu guter Letzt 1904.)

[4]) Die Leute a. d. W. II 282.

[5]) Es bleibt unverständlich, wie demgegenüber mit einem Ausdruck des Bedauerns behauptet werden kann (von W. Domansky Wilhelm Raabe und die Theologen, Pfarrhaus Sept. 1911), daß unserm Dichter der Sinn des Wortes: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit! nicht aufgegangen sei. Nur im Jenseits — so sagt die neuere überzeugende Erklärung dieser Stelle (Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt, hg. v. Joh. Weiß u. a. 2. Aufl. 1907) — ist die Gerechtigkeit, der Zustand völliger sittlicher Vollendung, erreichbar. Nur Gott kann unsern Mangel ganz beseitigen. Sagt Raabe etwas anderes? Doch nur insofern, als die zitierten Stellen sich auch auf die Herstellung eines normalen Verhältnisses zwischen Glück und Tugend beziehen sollen. Nehmen wir aber an, die ältere Erklärung dieser Stelle, Christus preise diejenigen selig, die nach eigener sittlicher Vollendung streben, habe zu jener absprechenden Bemerkung geführt, so bekommt dieselbe dadurch keinen festeren Grund. Denn der Kern von Raabes Ethik ist, wie wir sehen werden, die wahre Nächstenliebe! Sollte hier nicht die Tatsache, daß Raabe ein Gegner alles Dogmatismus ist, den Blick des aus positiver Weltanschauung sprechenden Kritikers getrübt haben?

[6]) Unruhige Gäste 182.

[7]) Aus Pfisters Mühle 114.

[8]) Alte Nester 15.

[9]) Chronik d. Sp. 87.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dogmen verändern das Wesen der Religion.“ [1]) Auch bei Raabe findet sich (1861) der vom ernsten Liberalismus so oft gepredigte Gedanke, daß Religion nicht Theologie sei. „Die Theologie weiß oft am wenigsten Bescheid um die Religion.“ [2]) Wir begreifen: Die wahre Erfassung des reichen Inhalts, den der Begriff „Liebe“ birgt, ist in erster Linie nicht von der Arbeit der Vernunft, sondern von der Kraft und Verfeinerung des Gefühls abhängig. Und weiter. Das religiöse Gefühl erwächst dort, wo der Anblick des Unendlichen uns packt. Hier ist die Vernunft zu Ende, aber erst hier. Das Gebiet des endlichen Lebens ist das Feld der ihr von höherer Hand zugewiesenen erkennenden Tätigkeit. Indem sie die allem Geschehen zu Grunde liegenden Gesetze erkennt, schafft sie die Wahrheit, den unentbehrlichen Regulator jeder in persönlicher und allgemeiner Beziehung fördernden Lebensgestaltung. Ihrem sicheren Vorgehen würde die Grundlage entzogen, wenn sie bald da, bald dort mit einer plötzlichen Unzuverlässigkeit der gefundenen Normen zu rechnen hätte. „Das Wunder tötet, Leben ist nur in der Wahrheit.“ [3])

Scheint aber nicht die Ablehnung des Wunders dem oben gekennzeichneten Glauben an eine fürsorgende Tätigkeit Gottes, an eine Vorsehung, die uns Führer an die Seite stellt, Leiden zur Erziehung schickt, zu widersprechen? Ein wirklicher Widerspruch wäre nur dann vorhanden, wenn wir in dem Raabeschen Gottesglauben einen in der üblichen Form ausgebildeten anthropomorphischen Theismus sehen müßten. Zu dem aber kann der sorgfältige Denker nicht gelangt sein. Das intellektuelle Bindeglied würde sich eben dahin bestimmen: Ist die Liebe die leitende Kraft des Allebens, so kommt sie natürlich auch in denjenigen Erscheinungen zum Ausdruck, die das gläubige Gemüt dankbar erfaßt und die von der Phantasie als Taten der Vorsehung bezeichnet werden. Der Kausalnexus wird damit nicht angefochten.

[1]) [2]) Die Leute a. d. W. II 5.
[3]) Nach d. gr. Kriege 476. S. W. 1. S.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4. Kapitel.

Wirken.

In die Enge des Irdischen ist der Mensch hineingestellt. Hier ist sein Wirkungsfeld. Aber hier wuchert doch all das Häßliche und Bresthafte. Wie viel befriedigender ist es, die Augen vor ihm zu verschließen und an der Grenze des sichtbaren Seins in Träumen sich zu bewegen. Da wuchsen doch, wie wir sahen, stärkende, glaubende Gedanken in uns empor. Wir werden diese Stützen verlieren in der Qual und Arbeit des Tages! „Man kann von den Straßen der Welt ein sehr enges und gedrücktes Herz mitbringen.“ [1])

Raabe ist nicht dieser Ansicht. Wer fähig ist, das All als Makrokosmus zu begreifen, der wird in der Struktur des einzelnen den Mikrokosmus sehen. In der Enge dieser Welt wird ihm die Menschenseele als die erhabenste Organisation erscheinen. „Aus dem kleinsten Winkel, der dunkelsten Nacht kann das innere Auge sich ins Grenzenlose verlieren.“ [2]) Dem Wunder des unendlich Großen entspricht das Wunder des unendlich Kleinen. Diese Erkenntnis ist die unentbehrliche Vorbedingung für jede fördernde Lebensarbeit. Nur in Form von Einzelexistenzen bringt sich dem Menschen das Alleben nahe. Nur satte Stumpfheit oder — Verzweiflung wird hier die Augen absichtlich zukneifen und sich der zwingenden Einsicht verschließen, daß „der Mensch es mit den Lebendigen zu tun hat“. [3]) Welke Glieder im Makrokosmus!

Macht uns das Alleben ehrfürchtig und hoffnungsvoll, so werden wir diese Gefühle nicht verstecken, wenn wir an das pulsierende Leben des einzelnen denken. Glauben wir an die das All tragenden Werte, so werden wir gerade an der Stelle den Glauben nicht verlieren, wo die kostbarsten Organismen erblühen.

Und doch gehen so viele — und oft nicht die Oberflächlichsten — durch das Leben, ohne besonders viel auf die Erscheinungen im Seelenleben anderer zu achten. Wie wir in einem abschließenden Urteil oft die Schwierigkeit seines Entstehens nicht erkennen, so schauen wir auch auf das Gesamtbild unserer Ziele und erblicken nur wie durch einen Nebel die helfenden seelischen Kräfte unserer Umgebung. Wir sind gewohnt, unsere praktische Arbeit auf kleineren oder größeren Lebensgebieten von feststehenden allgemeinen Grundsätzen abhängig zu machen. Ins Große zu sehen und das Kleine als Mittel zum Zweck zu verwerten, scheint gerade der Schaffung großer Kulturwerte günstig zu sein.

Raabe ist weit entfernt, die Bedeutung solcher Arbeit zu verringern, wenn er auch auf ihre Schilderung verzichtete. Ihm liegt in erster Linie die Entwicklung der Einzelseele am Herzen. Hier fühlt er sich dem Sinn des Lebens näher, und

[1]) [2]) Ein Frühling 123.
[3]) Alte Nester 274.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gewiß ist er es. Wenn Ziel und Inhalt alles menschlich-geschichtlichen Werdens eine immer innigere Wechselwirkung ist, dann darf diejenige Kraft, die diese Beziehungen herstellt, nicht geschwächt werden, und diese Kraft ist die frohe Mitarbeit jeder Seele.

Freude aber kann nur sein, wenn der einzelne sein innerstes Wesen gewertet sieht, wenn er spürt, daß seine Liebe einer andern begegnet. In so vielen Stillen und Kleinen, über die der laute Tag hinwegbraust, hungert, vielleicht als kärgliches Würzelchen, irgend eine Liebe, ein Sehnen. Laßt uns nur helfen, daß es ein blühender Baum werde!

„Kein Tor, kein Türchen
Soll sein mir verschlossen!
Kein Herz, kein Herzchen
Soll mich verstoßen!
Aber wollen die Großen nichts von mir hören,
Will zu den Kleinen schnell ich mich kehren!
Aber wollen die Klugen nichts von mir wissen,
Will die Einfältigen in Demut ich grüßen!“ [1])

So will es auch die menschliche Natur. Wird sie in ihrer Entfaltung gehemmt, schiebt man Riegel zwischen sich und die Welt, dann verschafft sich die Gefangene oft nach jahrelanger Abschließung ihre Freiheit. Gib der Natur freiwillig ihr Recht, wirke im Leben, und sie belohnt dich mit immer neuer Kraft und Freude des Sieges; im Alter wirst du nicht einsam trauern, sondern beseligt in den Reichtum menschlichen Werdens hineinschauen.

Aber ein Arbeiten, das aus läßlicher Teilnahme quillt, ist wertlos. Die ganze Seele, d. h. die unabgelenkte, volle Kraft des Gemüts, muß hingegeben werden, das ist Bedingung. Es ist kein Verlust dabei zu fürchten, denn eine ganze Seele ist das Gegengeschenk. So selten ist dieser Austausch nicht. Menschen, Dichtungen und „große Pläne zum Besten der Brüder des Erdentages“ [2]) wollen schenken und nehmen. Wir wundern uns im Hinblick auf die Raabesche Weltanschauung nicht, wenn er seine Predigt von der seelischen Hingabe nicht widerlegen läßt durch den verzweifelten Aufschrei derer, denen kein Entgelt geboten wurde.

[1]) Halb Mähr halb mehr 410. S. W. 1. S.
[2]) Else von der Tanne 221. S. W. 1. S.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Kapitel.

Menschenkenntnis.

Wer froh beschwingt seelisches Gemeinschaftsleben zu gestalten sucht, der gerät leicht in die Gefahr, daß er die aus der verwickelten Struktur der Seele stammenden Schwierigkeiten, die sich seinen Wünschen in den Weg legen, übersieht oder zu gering anschlägt. Raabe ist dieser Gefahr entgangen. Scharfen Auges sieht er den beschwerlichen Weg ansteigen, an dessen Ende das Verständnis für das eigene und fremde Herz steht. Völlig ist das Ziel nicht zu erreichen, und meinen wir, am Ende des Weges zu sein, so schauen wir in einen unergründlichen Abgrund. Ein Tasten und Sichverlieren in der Dunkelheit — das ist das erreichte Ziel. Damit hat sich auch der größte Dichter abzufinden. Der Schein seines Geistes dringt nicht in die tiefsten Schächte des Herzens. Raabe verdeutlicht uns diese Erscheinung auch unter einem andern Bilde.[1]) Wie ein blumiger Garten steht vor dem sehnsüchtigen Auge des Dichters die Seele seines Helden. Er faßt nach den schönsten Blüten — den einzelnen Taten, Gedanken, Gefühlen — und will sie sorgfältig mit ihren Würzelchen loslösen. Aber das ist unmöglich. Das einzelne wurzelt im Zusammenhang des Ganzen, und einmal herausgerissen verliert die Blume ihren Duft und ihre Lebensfarbe. Mit dem Ergebnis des Botanikers muß auch der größte Dichter sich begnügen.

Menschenkenntnis ist aber unentbehrlich. Raabe will uns nicht zur Mutlosigkeit führen, wenn er auf die Schwierigkeiten, in den Besitz von Menschenkenntnis zu gelangen, hinweist. Er will nur unser Urteil zur Vorsicht mahnen. Kann unser Auge dem Abgrund nicht in seine Tiefe folgen, so mag doch der klar und gesund erhaltene, geschulte Blick einen guten Teil überblicken. Mag die vom Botaniker zwischen Löschpapier aufbewahrte Blume uns nicht mehr durch den Glanz und Duft der lebendigen erfreuen, eine Ahnung davon bringt sie uns doch, und Wissenschaft und Phantasie zeigen uns einen großen Teil des gegliederten Lebens.

Schwer bleibt auch diese Arbeit, aber sie ist lohnend. Nur dürfen wir den Kopf nicht vor den Wirrnissen der Welt verstecken, sondern offenen Blickes müssen wir die Buntheit des Lebens mustern, auf alle Klänge in diesem großen Tonstück müssen wir horchen. „Blick auf die Gasse!“ [2]) Hilfsmittel für das eigene sittliche Werden wachsen dir damit zu. Du lernst vergleichen und schulst deine Urteilsfähigkeit.

Den Rahmen dieser allgemeinen Erwägungen füllt unser scharfsichtiger Lebenskenner mit typischen, mitten in der Fülle des Daseins gefundenen Beispielen. Sie verdeutlichen vor allem die Wahrheit, daß der Erwerb wirklicher Menschenkenntnis besonders durch die uns allen nur zu gut bekannte Sucht zu verallgemeinern gefährdet ist. Mit einem Achselzucken erledigen wir unser Urteil über einen Charakter, weil ein nicht weiter eingeordnetes Merkmal ihn uns als Vertreter eines tadelnswerten

[1]) Im Sinne Raabes ergänzt.
[2]) Die Leute a. d. W. passim.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Typus erscheinen ließ. Wir „nehmen immer den Unrichtigen für den Richtigen.“ [1]) Das Merkmal, das unsere Einschätzung bestimmt, ist oft nicht einmal eine Eigenschaft, die wir aus irgend einer Betätigung erschlossen, sondern sogar oft nur ein bestimmtes Gefühl des betreffenden Milieus. Ist diese Art zu urteilen in Bausch und Bogen zu verwerfen? Die Tatsache ihrer großen Verbreitung scheint das doch nicht zu gestatten. Eine feinsinnige Mahnung liegt hier, vorsichtig zu sein in der Verwendung der für uns Heutige so bedeutsamen Gedanken, die den Zusammenhang zwischen dem Charakter und seiner Umgebung zu ergründen suchen. Raabe ist keineswegs gewillt, diese Zusammenhänge zu leugnen. In seiner sorgsamen Art sucht er die Grenzlinie ihrer Berechtigung anzudeuten. Der Untersucher wird gemahnt: Frage zuerst dich selbst, ob ein genetischer und dauernder Zusammenhang besteht zwischen dem Milieu und dem betreffenden Vorgang, der deine gedankliche Beziehung schuf. Von der Beantwortung dieser Frage hängt die Bedeutung des Urteils ab. Zweifellos gibt es unzählige Einzelheiten in der Umgebung einer Persönlichkeit, die viel zu wenig von uns beachtet werden und die doch unlöslich verbunden sind mit dem Charakter. Aber ebenso sicher ist es, daß wir oft von künstlich geschaffenen Beziehungen unser Urteil abhängig machen. Also Vorsicht in der Herstellung der Beziehungen zwischen dem Aeußeren und dem Inneren!

Wie oft halten wir die Ruhe, mit der ein anderer uns heftig bewegende Ereignisse hinnimmt, für Teilnahmlosigkeit! In Wahrheit wirkt hier vielleicht die Kraft einer in Mühen erworbenen Selbstbeherrschung oder die aus der Fülle tragischen Erlebens herausgeborene Gewohnheit. Nach außen Gleichmütigkeit, im Innern aber drängendes Mitleid! Jemand vermag Lieblosigkeiten keine kräftige Zurechtweisung, sondern nur ein stilles Sichbescheiden entgegenzusetzen, — ihm fehlt unsere stolzeste Kulturblüte, das in teilnahmloser Erhabenheit thronende Allerweltsgesicht —, man hält ihn für feige und spricht ihm das Ehrgefühl ab. Aber seine Seele ist durch das Leben im Schönen so empfindlich geworden, daß alles Gegensätzliche die tiefsten Wunden graben muß. Die in der Stille geförderte Tragfähigkeit solcher Naturen tritt dann bei wirklichem fremden Unglück oft hervor als feinste Lindigkeit oder entschlossene Tapferkeit. Bescheidenes Zurücktreten in weiterem Sinne gilt als Beweis intellektueller oder praktischer Unfähigkeit. Die Menge gedruckter Denkarbeit blendet uns, so daß wir die im kleinen Kreise leuchtende Klarheit der Meinung nicht verspüren. Deshalb glauben wir nicht an ihr Vorhandensein. Wie viel aufgespeicherte Kraft könnten wir zu eigenem oder fremdem Nutzen verwenden, wenn wir sie zu finden wüßten! Aber wir sind gefesselt von der Macht weniger Grundsätze, die nicht entfernt ausreichen, die vielgestaltige Eigenart der Individualitäten zu verstehen.

Eine Bereicherung und folgerichtigere Anwendung dieser Grundsätze, nicht eine Umwertung will Raabe herbeiführen. Wir sollen keineswegs in jedem stillen oder — lauten Mitläufer einen prädestinierten Erlöser entdecken, von dessen Hervortreten erst die sichere Verwirklichung erkannter Werte abhängig ist. „Nimmt man Leute auf Wege mit, wo sie nicht hingehören“, [2]) so wird das verirrte Individuum

[1]) Stopfkuchen 7.
[2]) Die Akten d. Vog. 183.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefährdet und die Sache selbst. Zuverlässige Erkenntnis der eigenen und fremden Kraft, nicht Ersetzung des Mangels durch optimistischen Glauben ist geboten.

In der Nähe dieser Gedanken liegen die Phantasiebilder, die sich so leicht an den Wunsch anschließen, kleinere Kreise von Zusammengehörigen zu schaffen, die vereinigt sind durch volles gegenseitiges Verständnis. Von hier aus müsse doch eine Veredelung des Daseins ausgehen! Berührung der eigenen Wesensart mit der andern, ein dauerndes Ineinander der Seelen! Wenn nicht im Großen, im Kleinen wenigstens müsse es erreicht werden!

Von einer immer mehr ins einzelne gehenden Wechselwirkung bleibt sicherlich die Entfaltung und Bereicherung unseres Lebens abhängig; und es ist das berauschendste Glück für zusammengehörige Wesen, wenn „sie sich nachtasten dürfen bis in die flüchtigsten Seelenstimmungen". [1]) Aber das Glück kann sich auch zum bittersten Unsegen verkehren. Vernichtung droht der Individualität. Wem es vergönnt ist, das Seelenleben des andern auch in den feineren und feinsten Schattierungen zu kennen, der verliert leicht die Treffsicherheit in der Sonderung der berechtigten und nicht berechtigten Unterschiede, die zwischen der eigenen und fremden Individualität bestehen. Gerade die gegenteilige Ansicht ist Schuld daran, daß in alle Beziehungen immer wieder Mißverständnisse und Unstimmigkeiten hineinquellen, daß sich die Mitglieder eines engen Kreises gegenseitig den Atem benehmen. „Es ist nicht immer das Behaglichste, wenn zwei oder mehrere, die zusammengehören, sich zu gut verstehen". [2])

Eine mühevoll zu schaffende Vertiefung des Selbstbewußtseins ist nötig, wenn wir statt des Unsegens das Glück ernten wollen. Nichts anderes darf es sein als das Bewußtsein der eigenen Sonderheit, die restlos dem Gesamtleben zu dienen hat. Nicht steigern darf es sich zu einer Schätzung des Eigenlebens, die diesem in all seinen Aeußerungen eine höhere Stufe anweist als den Individualitäten der Umgebung. Nur ein trügerischer Fortschritt, in Wirklichkeit ein Stillstand ist es, wenn man „sich aufeinander versteht" [3]) oder, was dasselbe ist, sich gegenseitig etwas — „weis macht". [4]) So schafft sich zwar die Mehrzahl „ein gedeihliches Hüttenbauen und Zusammenwohnen". [5]) Im Dunkeln bleiben aber die Gedanken, daß ein geistiges Gesamtleben erst ermöglicht wird durch die Differenzierung der Einzelleben und daß jede Entwicklung vom Gesetz der Ergänzung des Eigenen durch das Andere abhängig ist. „Die Anschauungen zweier vernünftiger Wesen können nicht in alle Ewigkeit parallel neben einander herlaufen". [6])

Entsagung — Wertung des fremden individuellen Lebens, wenn wir gewürdigt werden, es in seiner scheuen Hüllenlosigkeit zu schauen, nicht Beeinflussung im Sinne der eigenen Art da, wo die Natur zu herrschen ein Recht hat. Offenheit und Zartsinn im Falle des Widerstreits — alle Fragen der praktischen Ethik entquellen hier, um uns auf dem Wege zu einem unendlich fernen, aber unsagbar schönen Ziel zu geleiten. Versuchen wir aber nicht, in voreiligem, phantastischem Streben seine verschleierte Majestät zu enthüllen, das hellste Licht erträgt kein Auge. Geblendet suchen wir den Weg sonst dort, wo er nicht sein kann.

[1]) [2]) [3]) [4]) [5]) Die Akten d. Vog. 132.
[6]) Drei Federn 128.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Kapitel.

Einsamkeit.

Muß derjenige, der Welt- und Menschenkenntnis sich erwerben will, nicht ein abgesagter Feind der Einsamkeit sein? Hat nicht jede Entfernung von den Bewegungen des Lebens einen Verlust zahlloser Eindrücke zur Folge? Welche Schwierigkeiten drohten doch, wie wir sahen, der gewissenhaftesten Vorsicht inmitten der Vielgestaltigkeit menschlicher Art! Führt deshalb die Einsamkeit nicht in um so rascherem Zuge zur Weltfremdheit?

Es ist doch nicht so. Ihre unentbehrliche Ergänzung, ja ihren wahren Abschluß findet die Menschenkenntnis erst in der Arbeit einsamer Stunden. Umflutet von dem bunten Spiel des Lebens, hingegeben der wirbelnden Menge von Gedanken, Worten, Taten, die aus der Umwelt in jedem Augenblick in uns eingehen, haben wir keine Zeit zu psychologischer Verarbeitung, Einordnung und Vertiefung. Die jedesmaligen Eindrücke auf die ihnen zu Grunde liegenden Werte zu prüfen, diese gegeneinander abzuschätzen, ist nicht immer ein rasch erreichtes und in seiner Wahrheit empfundenes Ergebnis. Zu leicht sind wir geneigt, auf die stärksten Eindrücke am erheblichsten zu reagieren, sie als wesentliche Züge des in unserm Innern zu entwerfenden Bildes zu betrachten. Es ist nun aber eine durchgängige Erscheinung, daß das Wertvolle nicht immer seine Bedeutung breit und auffällig verkündet. Im Gegenteil! Das Minderwertige, Jämmerliche pflegt sich nur allzu gern einen Schein — und oft einen recht bestechenden — des Wichtigen zu geben. Man findet eine Folie, man setzt sich in die richtige Bestrahlung. Im raschen Wechsel der Erscheinungen laufen wir Gefahr, den Charakter in seiner ihn bestimmenden Grundlage, das Ereignis in seiner Bedeutung für die großen Zusammenhänge und schließlich den Sinn des Lebens überhaupt zu verkennen.

Das Wunder des Mikrokosmus geht uns nicht auf, wenn wir nicht die richtige Vorstellung vom Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen haben, ebensowenig wie das des Makrokosmus. Die Wahrheit, d. h. die für uns erreichbare Wahrheit, aber enthüllt sich nur in der Entfernung von den Dingen, in der Einsamkeit. Das gilt für alle. Die Intuition ist ein Kind der Stille ebenso wie das logisch aufgebaute System.

Nicht die Einsamkeit, die das Zimmer oder die Natur schenkt, ist die einzige, die gemeint ist. Es gibt auch ein Fürsichsein, das lediglich abhängig ist von der Wendung des Blickes nach innen. Eine Tat der Konzentration! Sie ist möglich überall. „Man kann auch in einer Stadt wie Berlin noch immer in einem stillen Märchenwinkel aufwachsen.“ [1])

Befreiend wirkt die Einsamkeit, befreiend wegen der Sonderung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, zu der sie leitet, befreiend aber auch durch die Richtung

[1]) Die Akten d. Vog. 88.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf das Ganze, die der innere Blick durch sie erhält. Und das heißt vom Standpunkt der Raabeschen Welt- und Lebensanschauung wieder so viel wie: Die Einsamkeit bringt uns Zuversicht und Optimismus. „Nur in der Entfernung von den Menschen hat der Mensch den rechten Blick für die Menschen und ihr Erdenleben. Nur in der Entfernung von ihnen erkennt er die Größe, die Tugend, die Herrlichkeit der Menschen im ganzen, während er, wenn ihn das Getriebe des Tages in seinen Wirbel dreht, nur die Schwäche, Torheit und das Elend des einzelnen erblickt.“ [1])

Diese Sätze gelten auch für die Beschäftigung mit Fragen des Eigenlebens, die naturgemäß im Vordergrunde der Gedanken des Einsamen stehen. Selbsterkenntnis heißt die schwierigste Aufgabe, die uns gestellt ist. Nur das Mittel zu ihrer Lösung liegt in den Vergleichsmöglichkeiten, die uns die Umwelt reicht, die Anwendung ist nicht möglich ohne stille, weltferne Betrachtung. Sie nimmt hier die Form der Erinnerung an.

Nirgends verleugnet sich Raabes sorgsame Art, alle Erscheinungen des Lebens von zwei Seiten zu betrachten. Die Bilder der Erinnerung vermögen positive oder negative Wirkung auszuüben. Böses und Gutes birgt sie in sich. Stärkung und Lähmung vermag sie zu geben. Dem einen legt sie „Blumen zwischen die öden Blätter des Lebens“, [2]) der andere „wird zu Stein“, [3]) wenn er ihr ins Auge schaut. Ihre Bilder vermögen die Plastik des gegenwärtigen Erlebens an Eindruckskraft zu übertreffen oder nur schwer erkennbar, schemenhaft, auf- und niederzutauchen.

Oft meinen wir, den Eindrücken, mit denen Bosheit und Unglück uns quälen, zu erliegen, dann steigt die Erinnerung auf, uns vollends zu erschöpfen. Da erscheint es verständlich, daß zu Zeiten eine grimmige Feindschaft gegen die Erinnerung uns einnimmt, ja daß wir wünschen, sie völlig zu verlieren. Raabe zeichnet uns die Konsequenzen, die der Verlust der Erinnerung heraufführen würde. „Wir empfinden keinen Schmerz, keine Freude mehr; wir verlernen zu weinen und zu lachen, es wird uns einerlei, ob wir Blumenknospen oder Menschenherzen zertreten“. [4])

Glauben wir ihm? Wir scheinen es zu müssen, wenn wir die Begründung hören. Er geht von unserm Verhältnis zur Zukunft aus. Wer allzu eifrig in das nebelverhüllte Land hineinlugt, um aus etwaigen Entdeckungen Richtungslinien für sein Denken und Handeln zu entnehmen, der wird allzuleicht den Anforderungen des Heute nicht mehr gewachsen sein, denn einer klaren Beziehung zur Umwelt bedarf jeder innere oder äußere Vorgang. Ferner. Wer sich stets mit der Ausgestaltung von Zukunftsplänen trägt, der fällt erfahrungsgemäß immer fester der Selbstsucht anheim mit ihrer lebenhemmenden Macht. Anderes gilt von der Vergangenheit. Aus ihr vermögen wir hellen Sinn und ethische Kraft zu schöpfen. Bei uns selbst steht es, herbeizuführen, daß die Vergangenheit in Sonne getaucht, nicht wolkendüster ist, daß sie zu uns spricht mit Frohsinn oder Wehmut, nicht aber uns packt mit Grauen und Entsetzen. Reihen wir nur jede „gute Stunde“, [5]) die

[1]) Nach d. gr. Kriege 426 f. S. W. 1. S.
[2]) Chronik d. Sp. 184.
[3]) Ein Frühling 232.
[4]) Chronik d. Sp. 170 f.
[5]) Der Dräumling 191.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir durchleben, wohlbedacht der Erinnerung ein, damit sie uns in trüben Zeiten zur Hand sei. Sie vermag uns zu erzählen von Taten „wahrer Aufopferung“,[1]) von „christlicher und heidnischer Weisheit“.[2]) Vertiefen wir uns in den gebotenen Schatz, und wir werden lernen uns zu fassen, wo es nötig ist. Andernfalls nicht, eine auftauchende und fluchtartig wieder hinabsinkende Stimmung genügt nicht dazu. Vor allem aber! Die Erinnerung hält uns den großen Gedanken der Entwicklung gegenwärtig und gibt uns damit die beste Stütze in der gleitenden Gegenwart und in dem unsicheren Lande der Zukunft. Versenken wir uns in die Erinnerung, so scheint sich der Augenblick der Gegenwart auszuweiten und Vergangenheit und Zukunft in sich aufzunehmen. Alter und Jugend verwachsen zu einem zeitlosen Gebilde; alles Fremdartige, dieser Vereinigung Widerstrebende wird abgestoßen. Das sind Erlebnisse der „germanischen Zwischenlichtstunden“.[3]) Sie zeigen uns den Unterschied zwischen unserm jetzigen Zustand und der Jugend. Abgebrochene und fortgeführte Linien erkennen wir, groteske, phantastische Figuren und sorglich gezeichnete Umrisse. Aber das Buch der Vergangenheit will in Ruhe durchblättert sein, nur dann kann es verstanden werden. Viele handeln wie die Kinder, die ein Bilderbuch vor sich haben. „Sie klappen das Ding von hinten auf, und ehe sie vorn durch sind, fliegt die ganze Bescherung zur Freude der lieben Eltern in Fetzen in der Stube herum“.[4])

Was für fremdartige Bilder zeigen sich dem Verweilenden, je weiter er zurückblättert! Anders sehen die Ideale der Jugend aus als die des Alters. In die Jugend gehört die Liebe, diese aller Welt sich entgegendrängende Sehnsucht, welche den Heimatsgarten zum romantischen Zauberland umwandelt, für die jeder schöne Schein ein über alle Begriffe erhabenes Glück verbirgt. Es ist die Zeit, in der die beherrschendsten Empfindungen so leicht gekränkt werden, andere sind ja nicht da! Dicht neben den Jubel erfüllter Erwartung tritt die Hilflosigkeit getäuschter Wünsche, aber nur um rasch dem Kameraden wieder Platz zu machen.

Ist es nicht bedauerlich, wird ein grämelnder Betrachter sagen, daß wir in der Jugend das Schöne und Gute so oft dort suchen, wo es nicht zu finden ist? Daß wir Schlamm für Gold halten? Tausendmal nein! Kraftgefühl ist es, das nach einem Ziel sucht. Gelenkigkeit der Phantasie im Erleben von Wundern, Liebe, so wunderbar groß, daß sie alles in ihre Herrschaft zieht. Noch ist die Vernunft in ihrem korrigierenden Einfluß bescheiden. Man weiß noch nicht, daß „die weitesten und breitesten Wege in Sackgassen sich verlieren können“.[5]) Noch herrscht die — Dummheit, aber fürwahr, die höchste Klugheit heißt diese Quellen lösen, aus denen Sonne in das ganze Leben strömt. Wie schlimm, wenn das Alter sagen muß: „Ich hab' die Sonne so lange vor der Tür, und nun ist's mir, als hätte ich niemals darauf geachtet!“ [6])

[1]) Chronik d. Sp. 170.
[2]) Das Odfeld 290.
[3]) Aus Pfisters Mühle 47.
[4]) Fabian und Sebastian 78.
[5]) Prinzessin Fisch 238.
[6]) Der Schüdderump II 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gewissenlos ist die Jugend in der Willkür, mit der sie Gebundenes trennt, Entferntes vereinigt. Aber es ist „die Gewissenlosigkeit des Märchens“,[1]) das uns nur dann ergreift, wenn das Wunder mit naiver Selbstverständlichkeit auftritt. Sehnsucht nach Schönheit und Güte, darin liegt die tiefste Ursache! Es ist, als wolle die Natur uns ihr Prinzip sichtbar vor Augen stellen, wenn sie die Jugend selig nach dem bunten Scheine greifen läßt. Ist es etwas anderes, was die im Ernst des Alters abgeschlossene Weltanschauung zusammenhält? „Das Kinderherz versteht alles, es ist ja noch eins mit der Natur, eins mit Gott.“ [2])

Aber das ist doch alles „falsches Pathos“! Einmal verfliegt doch der Glanz, und grau und schreckhaft erscheint das Antlitz des Wirklichen! Jeder muß einmal lernen, „den Traum und das Leben auseinander zu halten“.[3]) In dem sich erhebenden Widerstreit der Gefühle kann die Seele völlig zerbrechen oder sich wieder zurückflüchten in das Reich, in dem man sich immer begeistert, gleichviel für wen oder für was. Sie wird weiterleben in „Kinderstubengedanken“.[4]) Oder aber sie bettet sich ein in sattes Behagen an den nahrhaften Dingen des Diesseits. Oder endlich, sie nimmt den Kampf gegen die Welt in verhärtendem Egoismus auf. Untauglichkeit für die wahren Anforderungen des Lebens wird in allen Fällen das Ergebnis sein. Das ist das Urteil des Pessimismus! Raabe überzeugt uns von seiner Unrichtigkeit. Die aus klarer Einsicht und heißem Glauben geborene und deshalb vom Bewußtsein ihrer Objektivität gestählte Weltanschauung des Alters erkennt, daß hier nur ein an der Außenseite haftenbleibendes Sehen einen Widerspruch entdecken kann. Aus dem Kampf der Gefühle geht die höhere Einheit hervor. Aber sie kann nur werden, weil der Kampf da ist. Helfende Hände bieten sich dem Suchenden. Aber „Suchen“ ist die Bedingung. Das predigt die Menschennatur mit vernehmbarer Stimme, heraus aus ihrem innersten Wesen, für jeden, der ihrer achtet.

Aus der Jugend darf ein guter Teil des „falschen Pathos“ hinübergerettet werden in die spätere Zeit. Es verschlägt nichts, wenn die Begeisterung einmal irreführt. Viel gefährlicher ist das Gegenteil! Die fehlerlose Sicherheit, die in jedem Falle genau die Grenze zwischen dem falschen und wahren Pathos zu ziehen weiß. Diese Art vermag sich nur aus einseitiger Grübelarbeit zu entwickeln, die allmählich das strebende Fühlen und Wollen einengt und tötet. Aus gegenseitiger Ergänzung der Mächte unseres Innern erwuchs, wie wir sahen, die Raabesche Weltanschauung. in ihrem Kern aber ist sie bestimmt durch Gefühl und Phantasie. Und die Stellung zur Mitwelt gründete sich auf eine Wirksamkeit des Gemüts, das sich Rats erholt vom Verstand, aber neben ihm sich in Selbständigkeit behauptet. Nie hätte dem Gemüt diese ausschlaggebende Stelle zugewiesen werden können, hätte es nicht in der Jugend seine Kraftprobe geliefert. Der Glaube, daß das Gemüt mit seiner zwingenden Liebeskraft die lebenfördernde Macht sei, läßt sich nicht allein an die beweisenden Tatsachen des äußeren Lebens binden. Er bedarf fortgesetzter Sicherung durch die Erfahrungen des Eigenlebens.

[1]) Alte Nester 42.
[2]) Die Chronik d. Sp. 22.
[3]) Die Akten d. Vog. 90.
[4]) Die Leute a. d. W. I 239.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rückblickend erkennen wir die Notwendigkeit des Geschehens. Die Selbsterkenntnis sagt ein frohes Ja zu der im Lebenskampfe erworbenen Weltanschauung. Ergänzt durch das Alter, nicht zerstört werden die Ideale der Jugend.[1]) Freilich ist es kein völlig objektives Bild des eigenen Selbst, das uns aus der Erinnerung anblickt. Unmöglich erscheint dieses der Beschränktheit alles Endlichen. Nahen doch die Irrtümer gerade hier in der verlockendsten Gestalt, der der Liebe und Freundschaft. Ohne Frage eine höchst niederdrückende Tatsache, die geeignet ist, „die gute Meinung, die man von seiner Persönlichkeit, seinem Selbst hat, philosophisch-melancholisch tief herunterzustimmen".[2]) Gerade die Mächte, die den unanfechtbaren Fortschritt bedingen, scheinen sich bisweilen in das Gegenteil zu verkehren. In dunklen Grenzgebieten berühren sich das Positive und das Negative. Aber diese Erkenntnis selbst ist ein Geschenk, das nur dem Einsamen wird. Daß sie im Angesicht der Welt entsteht, wird durch die Empfindlichkeit unseres Selbstbewußtseins nur zu leicht unmöglich gemacht. Der Wunsch, die subjektiven Bestandteile, die jede Selbstcharakteristik enthält, zu mindern, wird dem korrigierenden Verstand und dem lenkenden Willen zu überlassen sein. Es sind Fragen der praktischen Ethik, die hier eingreifen. Sie werden uns immer wieder aus der Einsamkeit hinausführen. Diese als höchstes, erstrebenswertestes Ziel hinzustellen, liegt ja Raabe auch völlig fern. Weltkenntnis und Selbsterkenntnis, keine kann ohne die andere bestehen. Tiefes, frohes Eindringen in beide Gebiete ist unsere Aufgabe. „Es gibt Dinge, Verhältnisse, Zustände und Berufsarten, gegen die der Mensch sich mit Händen und Füßen wehrt, wenn er eben hineingerät, und die er nachher ganz und gar für sich zugeschnitten findet, wenn er endlich drin steckt."[3])

[1]) M. vgl. besonders hierzu des Dichters letztes Werk, Altershausen, passim.
[2]) Das Horn von Wanza 97.
[3]) Der Lar 90.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7. Kapitel.

Das Ideal der Humanität.

Die Verwirklichung des Ideals der Humanität ist einem höheren Sein vorbehalten, und damit begrenzt sich auch seine Vorstellbarkeit. Weshalb kümmern wir uns dann darum? Aus keinem andern Grunde als dem unmittelbaren Selbsterhaltungstrieb unserer Natur, die ihr Bestes retten will. Das gilt sogar für die Seelen, die in den dunkelsten Niederungen des Lebens vegetieren. Aus unbewußtem Drängen heraus nehmen sie alle „bisweilen das, was nie sein kann, für ein Wirkliches".[1]) Die verschiedensten Namen und Wendungen schafft menschliches Sehnen und menschlicher Ernst, um des Ideals innerlich gewiß zu werden. Aber diese Bezeichnungen können nur entlehnt werden von den Zielen irdischen Strebens. Soll ihr höherer Gehalt getroffen werden, so bleibt nichts anderes übrig, als die Bedingungen aufzuzählen, an die seine Gestaltung geknüpft erscheint.

Glück ist die allgemeinste Benennung. Das Glücksgefühl ist der Begleiter der Humanität. Wer es versteht, die Arme nach dem wahren Glück auszustrecken, es zu erfassen und ihm als teuersten Schatz eine Heimstätte in seinem Innern zu bereiten, der ist zugleich bewußt oder unbewußt tätig im Dienste der Humanität. Ihre wesentlichen Merkmale sind identisch mit den Bedingungen, ohne deren Erfüllung das Glücksgefühl nicht in uns eingehen kann.

Versuchen wir die Anschauung, die Raabe von der Humanität hatte, nachzuzeichnen und zu würdigen, so wird es notwendig sein, an einige geistesgeschichtliche Beziehungen zu erinnern.

Die Schwierigkeit, das Humanitätsideal klar durchzubilden, beruht auf der zwiespältigen Stellung und Natur des Menschen. Er hat als Individuum Eigeninteressen und als Glied der Gesamtheit Pflichten gegen die letztere; in seiner Betätigung begegnen sich auf beiden Seiten die ästhetische und die sittliche Anschauung. Aus der vorurteilsfreien Liebe zu allen Menschen, die für Lessing den Inhalt unseres Begriffs ausmachte, erwuchs eine höhere Auffassung durch Goethe und Schiller. Für Goethe erweiterte sich das Ideal der Humanität zum Streben nach reiner „Menschlichkeit". Sie gibt dem andern mit der Selbstverständlichkeit einer frei wirkenden Naturkraft „von der eigenen Reinheit und damit den Glauben an die Reinheit, der ihn heilt und rettet".[2]) Schiller gelangte unter dem Einflusse Kants und im Widerspruche mit ihm zu dem Begriff der schönen Seele, durch den er das Ideal der Humanität verdeutlicht. Der dauernde scharfe Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung, der Kants Ethik charakterisiert, konnte der aufs Runde und Ganze angelegten Persönlichkeit Schillers nicht entsprechen. In sehnsüchtiger Denkarbeit ergab sich ihm als höchste Form des Sittlichen die Ueberwindung jenes Gegensatzes,

[1]) G. E. IV 386.
[2]) Bielschowsky Goethe I 443.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Harmonie zwischen Pflicht und Neigung. Die Seele, die gut handelt, weil ihr Wünschen der ethischen Pflicht stets konform ist, sie ist die schöne Seele. Diesen Anschauungen entspricht die „berühmteste Fassung“ [1]) des Begriffs, die sich in Goethes Wilhelm Meister findet. Die Hinüberführung dieses Ideals in das Leben setzt natürlich eine Fülle dauernder innerer Arbeit voraus. Nur durch innigste Versenkung in den Wahrheitsgehalt des absolut Gültigen läßt sich die seelische Einheit und Reinheit gewinnen. Hieraus ergab sich die Gefahr, daß die erzielten seelischen Werte der sittlichen Arbeit an der Gesamtheit entzogen wurden. In gleicher Richtung wirkte die ästhetische Auffassung der Humanität, die Wieland ausgebaut hatte: „In der künstlerischen Anschauung der Dinge verlieren die Geschicke des Lebens ihre Schwere und werden mit heiterer Ergebung in den Willen der Notwendigkeit hingenommen.“ [2]) Der grundsätzliche Zwiespalt der beiden Ansichten wurde wieder durch Schiller und Goethe beseitigt. Sie vollzogen eine Vereinigung, indem sie der ästhetischen Anschauung die Pflicht zuwiesen, sich letztlich an der sittlichen zu orientieren.

Aber der deutliche Weg zur Anwendung des hervorgetretenen einheitlichen Wertes war damit noch nicht gefunden. Im Gegenteil schien eine Vermehrung der inneren Konzentration durch das neue einende Tun erfordert und so die Persönlichkeit wieder auf die Anschauung des eigenen Innern verwiesen zu werden. In vermeintlicher Folgerichtigkeit ließ sich nun die Romantik dem schroffsten egoistischen Individualismus in die Arme treiben. In stärkster Prägung verkündete die Lucinde, der bekannte Roman Friedrich Schlegels, diese Lebenshaltung. „Willkür und egoistischer Selbstgenuß erschienen hier als die höchst berechtigten Mächte der Lebenskunst.“ [3]) Das System, in das diese Gedanken von der Romantik gebracht wurden, trug den Begriff der Ironie zur Ueberschrift. Der Inhalt desselben ist ein doppelteiliger: Einmal das resignierte Bewußtsein, daß Vernunft, Sehnsucht, Wille wegen der allem Endlichen anhaftenden Mängel ihre transzendenten Ziele niemals erreichen können, daß Widersprüche uns umgeben trotz aller gegenteiligen Ansprüche und Mittel. Sodann aber — und das ist das Wesentliche — kommt zu dieser bewußten Beschränkung das Gefühl völliger geistiger Freiheit und damit der Beruhigung. Das Wissen von der Beschränktheit ist eben der Beweis für das Vorhandensein der geistigen Freiheit. In der Praxis führte nun diese Ansicht zu einer von dem überlegenen Geist diktierten Durchführung der idealen Gesetze. Diese Durchführung war gemäß den jeweiligen autoritativen Weisungen des Geistes den Verhältnissen angemessen, d. h. tolerant, schließlich aber schwächlich, rein willkürlich und egoistisch. Eine völlige Abkehr von der Versittlichung der Wirklichkeit! „Das Leben der Tat“ war der Romantik „nur eine Störung des Selbstgenusses der Persönlichkeit“. [4])

[1]) Max Wundt Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals 219. Berlin und Leipzig 1913. — Für die Gestaltung des obigen geschichtlichen Teiles verdanke ich diesem tiefgründigen Buche wesentliche Anregungen.

[2]) Wundt 228.

[3]) Rudolf Haym Die romantische Schule 514. 2. Aufl. Berlin 1906. M. vgl. auch O. F. Walzel Deutsche Romantik. 2. und 3. Aufl. Leipzig 1912.

[4]) Wundt 296.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schleiermacher war es, der die romantische Bewegung mit hellem Führersinn der Aktivität entgegenzuleiten begann.[1]) Mit Macht drängten dann die Umgestaltungen am Beginne des neunzehnten Jahrhunderts die praktische Tätigkeit in den Vordergrund des Interesses. Von der Wirksamkeit im Dienste eines großen Ganzen, von der Schaffung greifbarer Güter wurde nunmehr die Geltung der Persönlichkeit abhängig. Umfang und Wucht der praktischen Anforderungen drohten aber die Kraft des Individuums zu ersticken, eine immer mehr sich verzweigende Arbeitsteilung suchte es aus dieser Bedrängnis wieder zu erlösen. Damit erwuchs dem Ideal der Humanität eine neue bedeutende Gegnerschaft. Eine Verödung des Inneren, ein Verschwinden der stärkenden Hingabe an absolute Werte, Erstarrung im Typus des Vielbeschäftigten konnte die äußerste Folge sein und wurde es für unzählige auch tatsächlich. „Ein Ausgleich konnte nur gefunden werden, wenn es gelang, die Allgemeinheit zur Höhe eines seiner selbst bewußten und von geistigen Werten getragenen Daseins emporzuheben.“ [2]) Also auch die Vertreter der reinen Geistigkeit sahen sich mit Notwendigkeit auf eine ins Kleine gehende Auseinandersetzung mit realen Mächten angewiesen. Die Zeit hatte dem Humanitätsideal einen mit Selbstbewußtsein sich dehnenden Inhalt entgegengestellt. Ohne Verzicht, das sah jeder Weitblickende, war eine Lösung des Konflikts und eine Rettung der idealen Faktoren nicht möglich. Daher schlingt sich durch den letzten Teil des großen Goetheschen Romans die Stimmung der Resignation, aber es ist nicht eine müde Anspruchslosigkeit. Mit Kraft stellt er die Berechtigung seines Ideals von neuem vor das Antlitz der Wirklichkeit, freiwillig schränkt er seine Ansprüche dort ein, wo die Wirklichkeit ein unumstößliches Gesetz aufstellt. Doch die Einschränkung ist nur eine zeitweilige, sie ist getragen von hoffnungsvollem Zielbewußtsein. Arbeit in der Gemeinschaft, aber sittliche Arbeit am einzelnen, „Hilfe bis zur Selbstaufopferung“,[3]) in Freiheit gewolltes Zurückstellen persönlicher Wünsche heißt jetzt der Weg zu dem alten Ideal. Die Nähe ist zur Ferne geworden: dort strahlt das reine Menschentum, in dem die ästhetische und sittliche Humanität in hehrer Verschmelzung leben, aber es strahlt hinein in die Arbeit, in die Mühen und Beschwerden des Aufwärtssteigens und heiligt sie.

Mit der immer reicheren Entfaltung der Kultur tritt in unser aller Leben die Frage, wie die alten Gegensätze zu tilgen seien, in immer neuer Gestalt, ein ewiger Proteus. Immer aber erstehen uns auch Helfer, die mit neuer Begeisterung vom Ideal erzählen und Zuversicht spenden, die mit hellem Gegenwartssinn die neuen Inkongruenzen in ihrer selbstgewissen Schärfe bloßlegen oder sie zu glätten verstehen.

In der Reihe dieser Helfer steht Raabe obenan. Er nimmt nicht sorglos das alte Ideal der Humanität herüber, sondern aufmerksam erwägt er alle seine Seiten. Er gibt keine abstrakt gehaltene Lösung, sondern in lebenswarmen Beispielen tritt bald diese, bald jene Seite hervor, die er dann an geeigneter Stelle mit überzeugender Kraft zusammenfügt. Sehnsucht, Liebe, Arbeit, Glück sind die Marksteine in seinen Betrachtungen.

---

[1]) Schleiermachers Verhältnis zur Romantik ist deutlicher berührt in Westerburg Schleiermacher als Mann der Wissenschaft, als Christ und als Patriot. Göttingen 1911.

[2]) Wundt 301.

[3]) Bielschowsky II 568.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Des Menschen Heimat ist im Glück".[1]) Sehnsucht, Hunger nach Glück liegt von der Geburt an in uns. Die Sehnsucht selbst ist bereits ein Teil dieses Glücks. Zwei Ziele hat diese Raabesche Sehnsucht. Das eine liegt im Unendlichen. „Mit dem Hunger nach der Unendlichkeit wird der Mensch geboren".[2]) Glücklich, wer ihn bewahrt und ihn sich nicht rauben läßt durch die „vielen angenehmen und nahrhaften Sachen auf der Erde".[3]) Das andere Ziel liegt im Diesseits. Wir sehnen uns danach, „rechte Menschen zu sein und jedem Dinge sein rechtes Maß zu geben".[4]) Unter der Leitung Raabes haben wir bereits gesehen, wie überschwer das ist. Die Widersprüche des äußeren Lebens und die Rätsel der eigenen Entwicklung nahen sich uns zur Lösung, Lärm und Stille, Welt und Einsamkeit müssen vom Gemüt richtig verwaltet werden. Aber Raabe hat uns auch gezeigt, daß ein solches Streben dem Sinne und Ziele des Lebens gemäß ist. Wer ihm folgt und in sehnsüchtiger Phantasie, sich hinausstreckend über die diesseitigen Schranken, das Weltbild sich schafft, der ergreift das Glück. Es läutert die sichere Freude des Aufstrebens, denn es besteht einerseits in dem dauernden Bewußtsein, „in jedem Augenblick einer wundervoll organisierten Konstruktion anzugehören".[5]) Hier finden wir die ästhetische Humanität wieder. Sie geht über in die religiöse. Denn das Glück liegt anderseits in der Wehmut, daß das Unendliche nicht völlig unser eigen werden kann, und in dem Glauben an einen dereinstigen beseligenden Ausgleich. So lindert das Glück den Schmerz des Versagens. „Wer auch in der dunkelsten Stunde den Himmel mit der Hand berührt, der ist der rechte Mann".[6]) In ihm lebt „die schöne Seele" — auch Raabe wendet diesen Begriff an[7]), und damit stellt er sich in dem Streite zwischer Schillerischer und Kantischer Sittlichkeit auf die Seite der ersteren. Aber die schöne Seele ist für ihn eine andere und reichere als für den Klassizismus, der seinem Charakter nach den religiösen Inhalt hinter dem ethischen verschwinden ließ. Bei Raabe tritt der erstere deutlich neben dem letzteren hervor: Das Organ, mit dem die Sehnsucht im Diesseits handelt, ist die Liebe. Weil eben die bewegende Kraft des Gesamtlebens die Liebe ist, deshalb muß sie in das Einzelleben übergehen.

Ohne Liebe, ohne Mitleid erblüht kein Glück, so spricht tausendfältig die Erfahrung. Wer sich aber dem Geringsten in erbarmungsreichem Verstehen naht, der zieht Kräfte hervor, die zunächst den Lösenden und Befreiten, dann vielleicht weitere Kreise fördern und beglücken. Nahezu alle Schriften Raabes singen das Hohelied der Liebe; immer wieder zeigt er uns an dem Lebensgange seiner Helden, daß nur Wohlwollen, Mitleid, Liebe, Aufopferung die Menschen vorwärts bringen. Vorwärts, sei es zuerst nur in subjektiver Festigung, wenn ein verklärtes Lächeln uns bezeugt, daß es gelang, ein Weh zu lindern, vorwärts aber auch in objektivem Sinne, wenn unter dem Zauber der Liebe die ermattete Kraft die Schwingen wieder zu regen beginnt.

---

[1]) Der Weg zum Lachen 297. S. W. 1. S.
[2]) [3]) Hungerpastor 53.
[4]) Hungerpastor 466.
[5]) Nach d. gr. Kriege 490. S. W. 1. S.
[6]) Leute a. d. W. I 284.
[7]) Frühling 216. S. W. 1. S.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir hörten die harten Worte, mit denen Raabe die Selbstsucht geißelt, es bleibt nicht bei den Worten. Er zeigt uns, daß die Mitleidslosen zwar in scheinbaren äußeren Vorteilen sich behaglich zu wiegen vermögen, wegblickend über das von ihnen verschuldete trümmerhafte Aussehen der Umgebung, daß sie aber am Schlusse des Lebens der Leere und Verzweiflung ins Angesicht sehen müssen, wenn sie nicht noch in späten Tagen die bessere innere Wandlung erleben.

So erhebt Raabe die sittliche Humanität auf den Schild, in leuchtender Reinheit begrüßt sie den Leser, mit zwingendem Zauber bannt sie ihn zu ihrem Gefolgsmann. Ihr siegreicher Zug geht mitten in die Welt, in die Arbeit hinein. Zur ästhetischen, religiösen und sittlichen Humanität tritt die der Tat. Alle Menschen, die unser Dichter zum Organ seiner Gedanken macht, arbeiten. [1]) Durch Tätigkeit wird das Glück nicht angekränkelt, sondern in seinen Wurzeln gestärkt. „Es ist erstaunlich, was der Mensch alles vergessen und was er alles ertragen kann, wenn er seine gehörige Beschäftigung hat". [2]) Indem die Arbeit die Gedanken in Anspruch nimmt, hindert sie die niederdrückende Wirkung des Schmerzes, der sich beim Anblick erfolgreicher Gegenmächte so leicht einstellt. Die Arbeit lockert aber nicht den Zusammenhang mit den absoluten Werten, mit dem religiös-sittlichen Grunde der Humanität, weil sie eben hervorgeht aus dem von Sehnsucht und Liebe erfüllten Gemüt. Das ist das Wunderbare an der Natur unseres Dichters, daß sein Gemüt allen Gedanken und Handlungen ihre besondere Färbung gibt. Die Sehnsucht streckt sich dem Wunsche zu besseren entgegen, die Liebe verbrüdert sich mit feinem Verständnis für Schmerzliches, Trübes, Hemmendes. In diesen Zusammenhängen ist somit die rechte Heimat der Liebe. Und damit ist gesagt, daß das Leid unentbehrlich ist für unser Glück, daß es dem Verhältnis zur Humanität besondere Würde und Innigkeit verleiht. „Eine wirkliche Krone kann immer nur eine Dornenkrone sein". [3])

Es wird zunächst auffällig erscheinen, wenn Raabe auch die Ironie in den Inhalt der Humanität aufnimmt. Es ist für eine Persönlichkeit wie die seine selbstverständlich, daß seine Ironie keines von den unethischen Merkmalen des romantischen Begriffs aufweist. Und das bleibt unanfechtbar, auch wenn an der entscheidenden Stelle auf Schlegels Lucinde hingewiesen wird. Er nimmt aus der Summe der romantischen Merkmale nur diejenigen, deren objektiver Wert zweifellos ist. Es gibt Leiden von einer Schlagkraft, Hemmnisse von einer Brutalität, die geeignet sind, die Kraft zu praktischer Dienstleistung in der schönen Seele zu ertöten und sie zu scheuer Flucht in das Gebiet der rein geistigen Anschauung zu zwingen. In schwülstiger Fülle scheint oft die Aeußerlichkeit und Minderwertigkeit das Innere und Hohe zu überwuchern und ihm den Lebensatem zu rauben. In solchen Fällen bleibt ein sicherer Halt die ungescheute Vergegenwärtigung, daß für die Menschenkraft die Kluft zwischen dem Endlichen und Unendlichen unüberbrückbar bleibt, weil

[1]) M. vgl. die betreffenden Ausführungen bei Iltz 44 f.

[2]) G. E. II 128.

[3]) Der Schüdderump III 196. Auch Carlyle betont das: „Für des Menschen Sohn gibt es keine wohl getragene oder auch sogar übel getragene edle Krone, die nicht eine Dornenkrone wäre". Thomas Carlyle Arbeiten und nicht Verzweifeln. Auszüge aus seinen Werken. Deutsch von Maria Kühn und A. Kretzschmar. (Langewiesche.) — Raabe steht Carlyle auch sonst nahe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich darin die tiefste Notwendigkeit alles Seins äußert. Dieser mit Schärfe und Genauigkeit vorgenommene innere Akt wird den zersplitterten Mut zusammenhalten, die am Boden liegende Fähigkeit beleben. Die Freiheit, die verloren schien, ist wieder gewonnen. Wir meinen, in dieser Form verträgt sich die romantische Ironie gar wohl mit der schönen Seele. Will sie doch nichts weiter als diese zu neuem Kampfe erfrischen.

Wird die Ironie zu einem dauernden Zustand des Gemüts, so wandelt sie sich zur Resignation. Die Möglichkeit, diese beiden Begriffe einander so stark zu nähern, zeigt schon, daß der letztere für Raabe nicht die landläufige Bedeutung hat. Erst allmählich ist Raabe zu dieser Veränderung gekommen. Daß das Wissen um das Leben eine gewisse Unangreifbarkeit verleiht, indem sie das Verlangen still macht, dieser Gedanke herrschte anfangs in der Raabeschen Resignation. Es gab eine Zeit, in der er seine Herrschaft mit keinem andern teilte. Es erschien Raabe unter dem Einfluß Schopenhauers zeitweise als Ziel der menschlichen Entwicklung, den Willen zum Leben zu überwinden. Das sollte die wahre Gegnerschaft gegen das Unglück sein, die einzige Rettung aus aller Qual: „Von keiner Welle des Lebens mehr berührt zu werden, still zu sitzen, nicht mehr zu weinen, nicht mehr zu verlangen.“ [1]) Aber schon bald muß diese Ansicht ihre Herrschaft zum Teil einer andern abtreten und dadurch das eigene Wesen verändern. Neben die Empfindungs- und Wunschlosigkeit tritt das ruhige Schauen in das Wesen der Welt und den Gang des Lebens. Nun ist Raum gewonnen zu neuer Regsamkeit von Wille und Empfindung, zur Sicherung der Kraft und stiller Heiterkeit. Nichts mehr ist da von pessimistischem Verzagen, von matter Unterordnung unter die feindliche Außenwelt. Diejenigen Merkmale, die in der üblichen Auslegung des Begriffes der Resignation die bescheidenste Rolle spielen, sind bei Raabe auf der Höhe seines Daseins zu bestimmenden geworden.

Deshalb darf Raabe die Resignation „ein scharfes, aber gesundes Wort“ [2]) nennen. Sie ist ein spätes Geschenk, das nur dem allzeit rüstigen Lebenskämpfer wird. Nur reine, starke Hände vermögen es entgegenzunehmen. Aber sein Besitz ist der köstlichste und beglückendste. Abgerundet erscheint nun das Ideal der Humanität. Ein weites Reich reinster Innerlichkeit ist geschaffen.

Raabe wird nicht müde, uns die Bürger dieses Reiches, die Besitzer der wahren Humanität zu schildern: Aus den Augen derer, die den Weg, der zu diesem Reiche führt, noch nicht zurückgelegt haben, spricht stets das Warten, Warten auf irgend etwas. Die Bürger im Reiche der Humanität warten nicht, sie sind „ruhig geworden“, [3]) und ihre „Augen sind hell“. [4]) Sie vernehmen in der Stille eine Glocke, „die klingt über alle Schellen“. [5]) Sie ruft ihnen das große Dennoch zu: „Die ewige Sonne der Schönheit“ — und das heißt für Raabe: der göttlichen Liebe — „behält doch ihr Recht“. [6]) Die Glocke feiert den inneren Sieg, den wahrsten, der errungen

[1]) Abu Telfan 326.
[2]) Alte Nester 249.
[3]) Horacker 150 f.
[4]) [5]) Abu Telfan 131.
[6]) Dräumling 193.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden kann. Ihre Hörer „halten ihn um so fester, je lauter die Menschen Sieg über sie rufen“.[1]) Denn sie denken ja gar nicht an die Menschen, sie denken an die Sachen.[2]) Aber „die wilden Worte, die harten Taten, die schlimmen Verhängnisse dringen nicht gellend und grell zu Auge und Ohr, sondern mahnen sie nur leise, wie die Welt beschaffen sei, in der sie leben, ihre Freude haben und sich in allen ihren Kräften und Empfindungen zur Geltung bringen wollen“.[3]) Immer setzen sie ihren Willen durch, ist er doch nichts anderes als das freudige, gläubige und dadurch tätige Festhalten an den Grundwahrheiten alles Seins. Durch diese innere Haltung wird letztlich in ihnen die stille Heiterkeit geschaffen. Es ist wirklich Heiterkeit, aber ihr ist alles leichte Hinweghüpfen über die „rätselhaften Tiefen des Lebens“[4]) fremd. Sie ist die dauernde Grundstimmung, nicht die einzige — dann wäre ein Leben im Nirwana kein erheblich anderes —, auch Furcht bewegt die Bürger im Reiche der Humanität, aber nur die Furcht „vor dem, was die Welt Vergnügen nennt“.[5]) Qual und Wonne vermag sie wohl zu überraschen, aber niemals zu überwinden. Die lächelnde Ruhe, die stille Heiterkeit beweist durch ihr immer erneutes Aufsteigen ihre unverwüstliche Siegerkraft. Securi adversus homines, securi adversus deos, rem difficillimam assecuti sunt, ut illis ne voto quidem opus sit![6])

Das schwere Traumbild des Lebens[7]) ist gesunken, die Ketten des Leides sind zerbrochen, auf siegenden Flügeln schwebt die freie Seele über den Dingen — sie ist erlöst.

---

[1]) Abu Telfan 283.
[2]) Abu Telfan 131.
[3]) Abu Telfan 299.
[4]) Dräumling 193.
[5]) Alte Nester 181.
[6]) Schlußworte von Tacitus' Germania (Text: „esset“), von Raabe in obiger Form zitiert, Frühling 255.
[7]) Schiller Das Ideal und das Leben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf